2,00 DM / Band 814
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

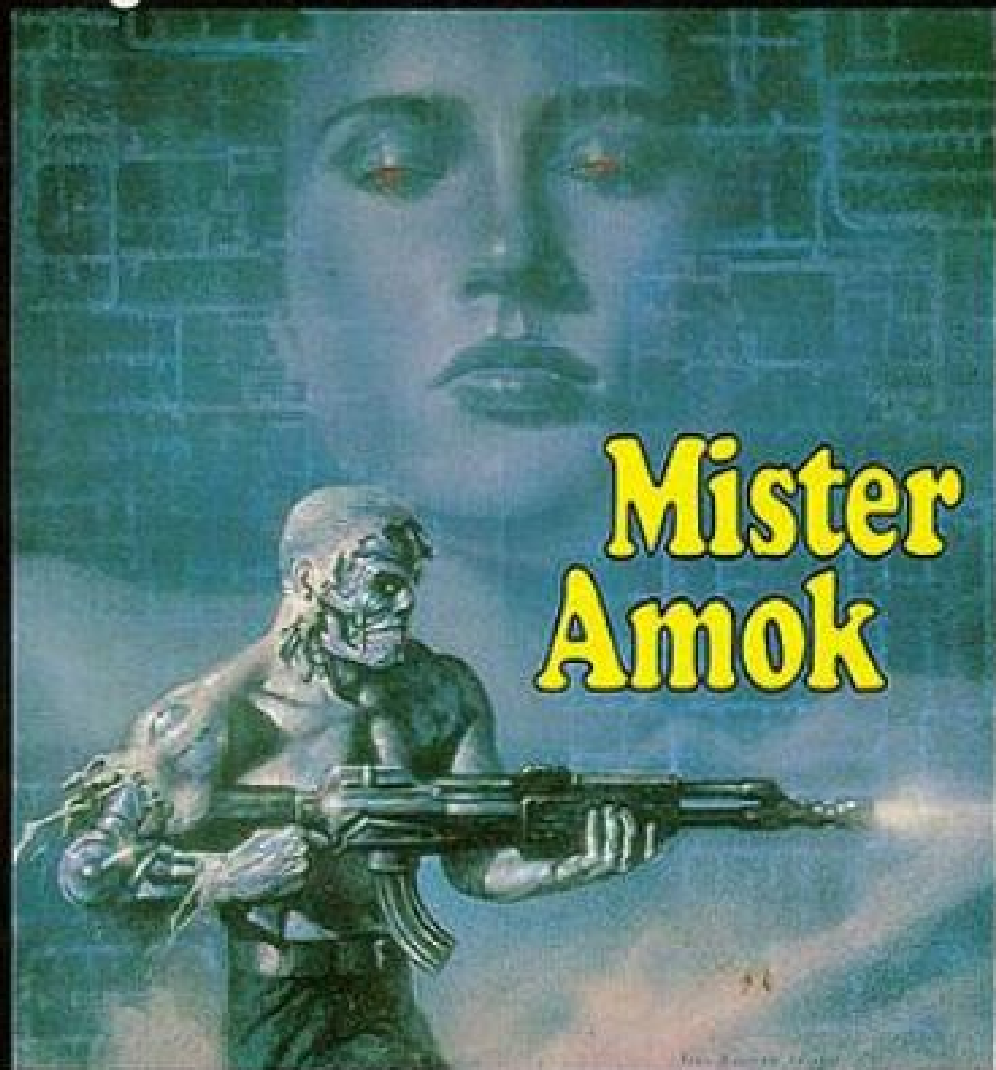
BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250



Mister Amok

John Sinclair Nr. 814

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 08.02.1994

Titelbild von Bolton

Sinclair Crew

Mister Amok

Die Nacht war dunkel und regnerisch. Am Himmel türmten sich Wolken. Wind peitschte den Regen über das Land wie einen gewaltigen Schleier aus nie abreißenden Gardinenschnüren. Die Welt war versunken, das Wetter hatte sie verschluckt, als wäre sie ihm zu böse geworden.

Die Wischer arbeiteten monoton. Dennoch schafften sie es nicht, der Wassermassen Herr zu werden. Im Licht der Scheinwerfer wirkte der Regen wie ein Kunstwerk aus hellen Tropfen, die auf die Straße prasselten und gegen die Karosserie des Ford Mustang hämmerten.

Es war keine Straße mehr zu sehen. Sie hatte sich in einen reißenden Bach verwandelt.

»Bitte, Sam, fahr nicht so schnell.« Amy Lester hatte den Satz geflüstert. Sie saß schweißgebadet neben ihrem Mann, die Hände lagen auf dem Bauch, der sich wie eine übergroße Kugel nach vorn wölbte. Sie trug neues Leben in sich. Die Wehen hatten bereits eingesetzt.

Die Hebamme war nicht zu erreichen gewesen, und ihr Mann hatte blitzschnell die Entscheidung getroffen, Amy in den Wagen zu packen und zum Krankenhaus zu fahren.

Eine gute Idee – wenn das verdammte Krankenhaus nur nicht so weit entfernt gewesen wäre. Wer auf dem Land lebte, der wohnte zwar ruhig, hatte aber Pech, was eine gewisse Versorgung anging.

Das nächste Krankenhaus lag meist weit entfernt. Zwanzig Meilen in diesem Fall. Bei normalem Wetter eigentlich keine große Entfernung. In dieser Sintflut aber glich das Fahren schon einem lebensgefährlichen Spiel.

Zudem war die Straße kurvig. Ein schwarzes, schäumendes Band, das in die Unendlichkeit zu führen schien, wobei das Wasser die Decke vollends hatte verschwinden lassen.

Sam Lester, der Fahrer, glaubte zu schwimmen, wenn die Reifen den Bodenkontakt verloren hatten. Es war das berüchtigte Aquaplaning.

Trotzdem fuhr er weiter.

Er musste es tun. Auch dann, wenn die verdammte Welt um sie herum versank. Zudem gehörte er zu den Optimisten, denn irgendwo hatten die Lesters Glück. Bei diesem Wetter herrschte so gut wie kein Verkehr. Nicht ein Wagen war ihnen entgegengekommen, und sie waren schon mehr als sieben Meilen gefahren.

Hoffentlich blieb das so.

»Wir schaffen es, Amy.«

Die blonde Frau lächelte. »Ja, Sam, ja, wir schaffen es. Ich vertraue dir. Wir haben bisher alles geschafft. Du wirst es schon packen.«

»Das meine ich.« Er beugte sich noch weiter vor, als die hellen Strahlen über die nassen Bäume am Straßenrand wischten. Ihre Stämme sahen aus wie glänzende Arme, und das in dem Graben wachsende Gras kämmte der Wind. Es wirkte wie ein Teppich.

Der Wind kam in Böen.

Immer wieder rüttelte er an dem Mustang. Er schüttelte ihn durch, er war wütend, dass es der Wagen schaffte, ihm zu trotzen, auch wenn er hin und wieder ins Schlingern geriet, in Kurven zum Beispiel. Er hielt durch, er musste das Krankenhaus erreichen, und er wunderte sich darüber, wie tapfer seine kleine Amy war. Sie musste Schmerzen haben. Kein Wort der Beschwerde drang über ihre Lippen. Sie war angeschnallt und hatte die Hände auf ihren Bauch gelegt.

Zwillinge würden es werden.

Sogar Namen wussten die Lesters schon.

Jory und Jake.
Jungen, nur Jungen hatte sich Sam gewünscht, und der untersuchende Arzt hatte es bestätigt. Es würde ein Fest für die Lesters werden. Sie hatten alles vorbereitet. Der Kinderwagen, die Kinderwiege, das erste Spielzeug, es stand alles bereit. Nur musste das Kinderzimmer noch mit Leben erfüllt werden.
»Bist du okay, Amy?«
»Sicher.«
Sie war nicht okay, das wusste Sam. Aber sie hielt durch, und sie war so verdammt tapfer. Da konnte er sie nur bewundern. Amy hatte viel durchmachen müssen, aber nie geklagt. Die lange Zeit der Schwangerschaft war schlimm für sie gewesen. Wie oft hatte es sie regelrecht niedergeschlagen, doch sie gehörte zu den Frauen, die sich immer wieder erholten und sich nie beschwerten.
»Soll ich anhalten?«
»Nein, Sam – warum?«
»Weil ich das Gefühl habe, dass es dir schlecht geht. Die Kurven sind nichts für dich und die Kinder.«
Amy schaffte ein Lachen. »Darling, es werden echte Lesters. Und wir Lesters können zubeißen. Oder hast du das vergessen?«
»Nein, das habe ich nicht.«
»Dann packen wir es auch.« Sam nickte. Er fuhr weiter, dies gegen seinen Willen. Er hätte seine Frau am liebsten in die Arme geschlossen und ihr gesagt, wie sehr er sie liebte. In diesen Sekunden beschloss er, sie nie und nimmer im Stich zu lassen, sollte kommen, was wollte. Für ihn gab es nur noch die Familie: Sie würden bald zu viert sein. Eine gewaltige Verantwortung, die ihr Leben stark beeinflussen würde. Es war vorbei mit den Feten, dem abendlichen Weggehen, jetzt würden die Freunde zu ihnen nach Hause kommen müssen, und Sam war gespannt, wer dann von ihnen noch übrig blieb.
Die meisten aus ihrem Kreis hatten sich gegen Kinder entschieden.
Sie verursachten nur Arbeit und kosteten viel Geld. Sam und seine Eltern dachten da anders. Für sie gehörten Kinder einfach zu einer Ehe, ohne sie gab es keine Familie. Ohne Kinder ging die Gesellschaft zugrunde, aber das sahen viele erst ein, wenn es zu spät war und sie zu alt waren.
Nicht bei ihnen, nicht mit den Lesters. Sam hatte schon Vorstellungen, wie er sein weiteres Leben führen würde. Die Konjunktur war gut, er hatte sich in der Firma hochgearbeitet, und er würde sich noch stärker reinhängen, um den beiden etwas zu bieten.
Die Welt außerhalb des Wagens verwandelte sich in eine Hölle.
Der Wind briste noch stärker auf, er war zu einem regelrechten Orkan geworden, er brauste in die Bäume hinein, er brachte Massen von Wasser mit, es war kaum noch etwas zu erkennen. Der Fahrer

ahnte die Straße mehr, als dass er sie sah.

Bisher hatte er noch alle Kurven bewältigt. Zudem kannte er die Strecke.

Elf Meilen hatten sie hinter sich gebracht. Bei diesem Wetter ein guter Schnitt. Der Mustang fuhr weiter, glitt durch die sprudelnden Bäche, seine Reifen waren noch gut.

Das Licht vorn wanderte. Es streifte an den Seiten entlang. Seine Helligkeit veränderte die dunkle Welt, sie gab ihr einen bleichen, gespensterhaften Glanz, als würden durch die Büsche zahlreiche Geister huschen, die nur darauf gewartet hatten, aus ihrem Erdreich zu steigen, um als helle Schatten die Welt zu beherrschen.

Die engste Kurve lag noch vor ihnen. Zudem hatte die Straße genau dort ein gewisses Gefälle. Es erforderte schon das gesamte Können eines Fahrers, nicht von der Straße abzukommen, bei einer gewissen Geschwindigkeit jedenfalls. Ein Verkehrsschild warnte vor der Kurve. Auch jetzt nahm Sam Lester es wahr. Es kam ihm vor wie ein heller Blitz oder eine grelle Flamme, und er duckte sich unwillkürlich zusammen.

Eine Rechtskurve zuerst. Anschließend musste er scharf nach links, und da kippte die Straße schon weg. Wenn er nicht Acht gab und das Steuer so schnell wie möglich wieder herumriss, konnte es ihm passieren, dass er geradeaus weiterfuhr.

»Die Kurve, Sam…«

»Keine Sorge, die packen wir. Ich kenne sie.«

»Mein Gefühl.«

»Ist okay.«

Nein, das ist es nicht. Amy sprach den Satz nicht aus. Im letzten Augenblick hatte sie ihn verschluckt, denn sie wollte ihren Mann auf keinen Fall beunruhigen. Sicher fühlte sie sich nicht. Der Wagen bot es ihr nicht. Sie kam sich vor wie in einem Boot sitzend, das auf einem fremden Ozean schwamm.

Sam nahm die Kurve. Der Mustang gehorchte. Das Heck blieb in der Spur, und der Fahrer nickte. Sogar ein Lächeln kantete seine Lippen. Es blieb auch, als er den Ford in die sich anschließende Linkskurve hineinzog. Da wirkte sein Gesichtsausdruck verbissen.

Das Gefälle.

Und dann wurde ihm die nasse Fahrbahn zum Verhängnis.

Sam konnte auch nicht sagen, warum und wieso. Möglicherweise waren die Spurrillen auf der Fahrbahn besonders tief. Sie jagten hinein, er spürte einen Ruck, dann hörte er Amys leisen Schrei, und einen Augenblick später hatte auch er das Gefühl zu schweben.

Es ist aus, dachte er, es ist aus. »Amy… die Kinder … es ist …«

Seine Gedanken brachen ab.

Der Wagen verließ die Straße, er fegte in die Dunkelheit hinein wie

ein Geschoss. Aber er fiel nicht ins Leere, und Sam sah den Baumstamm wie eine gewaltige Säule vor sich auftauchen.

Danach versank für ihn die Welt in einem mörderischen und tödlichen Chaos…

***

Amy Lester hatte Sam keine Vorschriften machen wollen. Nicht dass sie den gehorsamen Frauen angehörte, sie war schon emanzipiert, aber sie traute sich nicht, ihm zu sagen, wie er zu fahren hatte. Sam musste selbst wissen, was er tat. Er war auch immer ein sicherer Fahrer gewesen, den so leicht nichts erschüttern konnte. Sie hatte ihm vertraut, tat dies auch jetzt, doch die eigene Angstkonnte sie kaum unterdrücken. Die war wie eine Klammer und ließ sich nicht abstreifen, obwohl Amy Lester dagegen ankämpfte, weil sie wusste, dass es auch nicht gut für die Kinder war.

Sie hatte in ihrem Leben niemals Vorahnungen gehabt, doch in diesem Fall sah alles anders aus. Da hatte sie plötzlich das Gefühl, alles könnte noch schief gehen.

Diese Nacht war schlimm. Sie bestand aus einer Aneinanderreihung von Horror-Stunden, die irgendwann böse enden würde.

Trotz ihres Zustands hatte Amy mitbekommen, wie schwer es für Sam war, den Wagen in der Spur zu halten. Oft genug war er ins Schlingern geraten. Mehr als einmal hatte sie damit gerechnet, von der Straße abzukommen, was glücklicherweise nicht der Fall gewesen war.

Dann tauchte die gefährlichste Kurve auf.

Das Warnschild hatte Amy deutlich gesehen. In ihrer Vorstellungskraft hatte es sich sogar verändert. Für einen Moment hatte es in Flammen gestanden, und diese wiederum umrahmten die Fratze des knöchernen Sensenmanns.

Furchtbar war so etwas.

Eine Halluzination, die sehr schnell wieder verschwunden war.

Ein normales Schild, eine normale Kurve, in die der Wagen hineinfuhr. Sam war sehr konzentriert. Er schaffte die erste Hälfte auch.

Danach wurde es gefährlich. Er musste stark einschlagen, und ausgerechnet hier bekam sie das Gefühl, und das bei dieser überfluteten Fahrbahn.

Der Wagen bekam den Schub.

Etwas umkurbelte ihn, stieß von hinten in seine Reifen hinein. Sie verloren den Kontakt mit der regenglatten Fahrbahn. Amy glaubte, sterben zu müssen.

Dabei saß sie starr. Was sie da sah, war unwahrscheinlich. Das Entsetzen hatte ihre Nerven blank gelegt. Durch das Scheinwerferlicht

huschten noch die zahlreichen Regentropfen wie helle Perlen.

Sie brachen das Licht und gaben der Umgebung ein anderes Aussehen, in das der Wagen hineinflog.

Du musst nach links! Du musst nach links! Es waren stumme Schreie, die in Amys Kopf aufbrandeten. Sie wollte nicht akzeptieren, dass Sam es nicht mehr schaffte, das Lenkrad herumzureißen, und sie erlebte die nächsten Sekunden wie einen zeitlupenhaft ablaufenden Albtraum, in dem alles überdeutlich hervortrat.

Das Schicksal spielte mit ihr. Der Tod hatte seine langen Knochenarme ausgestreckt, er griff nach ihr, er wollte sie, Sam und auch die nicht geborenen Kinder umarmen.

Sie sah den dicken Baumstamm, der auf sie zuflog? Oder war es umgekehrt? Für Amy verwandelte er sich in ein schwarzes Loch, in einen Tunnel. Hinten, weit hinten loderte Feuer, da sah sie die Fratze des Teufels, sie hörte sein Lachen.

Oder war es ein Krachen?

Wahrscheinlich, denn der Mustang fand keine Lücke zwischen den Bäumen, durch die er hindurchfegen konnte. Er krachte mit der rechten Fahrerseite frontal dagegen.

Die Welt ging unter.

Sie drehte sich.

Amy schrie.

Blut spritzte gegen sie. Die Scheibe war nicht mehr vorhanden. Regen peitschte in die Fahrgastzelle. Eine knochige schwarze Faust schoss vor und traf Sams Gesicht. Sie zerschmetterte es zu einem blutigen Klumpen.

Amy presste ihre Hände gegen den Bauch. Sie dachte an ihre Kinder. Sie dachte an Sam, dann dachte sie an nichts mehr. Neben ihr öffnete sich die Tür von allein, als wäre sie von einer Geisterhand aufgerissen worden.

Kälte und Regen peitschten in den Wagen, der seine ursprüngliche Form längst verloren hatte. Er war nur mehr ein Haufen zusammengedrücktes Blech, besonders stark an der rechten Seite deformiert, wo jemand saß, der kein Gesicht mehr hatte.

Sam…

Amy wimmerte nur noch.

Es gab keine Zeit mehr für sie. Minuten, Sekunden, dies alles war verschwunden. Sie saß in einem Blechberg, sie hörte das Rauschen des Wassers, das Ächzen und Kreischen von Metall, und sie wusste für einen Moment nicht, wo sie sich befand.

Man hatte sie vergessen. Das Leben war an ihr vorbeigerauscht.

Jetzt existierte nur der Tod, dieses grausame Etwas, das kaum zu beschreiben war.

Ich bin tot!, dachte sie. Die Kinder sind auch tot. Die Kinder und ich!

Sie wurde verrückt, sie drehte beinahe durch, sie riss die Hände hoch und drückte sie gegen ihr Gesicht, wo sich eine schmierige Nässe verteilte hatte.

Das war nicht nur Wasser, das war auch Blut. Beides hatte sich miteinander vermischt.

Ihr Blut…

Schmerzen peinigten ihre Haut. Ihr Hals fühlte sich wund an, aber sie lebte.

Plötzlich war der Gedanke da.

Ja, sie lebte.

Und wenn sie lebte, dann lebten auch die beiden Kinder.

Amy schaute nicht nach rechts. Plötzlich wollte sie nicht mehr wissen, was mit ihrem Mann geschehen war. Nein, es zählte ihr ureigener Egoismus. Wenn sie ihm nachgab, bestand auch eine hauchdünne Chance für ihren Mann Sam.

Das alles hoffte sie, das war die Flamme, die für eine Energie sorgte. Noch immer stand die Tür an ihrer Seite offen. Regen und Wind hatten freie Bahn, sie peitschten hinein und schlugen wie mit langen, kalten Totenarmen.

Amy wollte aussteigen und stellte fest, dass sie noch angeschnallt im Gurt hing. Er hatte gehalten und ihr wahrscheinlich das Leben gerettet. Doch welch ein Leben sollte sie führen, wenn Sam nicht mehr so bei ihr war, wie sie es sich ausgerechnet hatten.

Kein Leben.

Nur noch…

Sie löste den Gurt. Endlich hatte Amy es geschafft, die Gedanken zu unterdrücken. Der nachträgliche Schock würde sich noch einstellen, davon ging sie aus, zunächst aber musste ihr Hirn frei sein für all die Dinge, die ein Überleben möglich machten.

Amy schaute nach links. Wasser gurgelte in armdicken Strömen einen Abhang hinab, wo es Laub, Zweige und anderen Dreck mitspülte. Der Ford war bei seiner Rutschpartie von der normalen Straße abgekommen, die aber wollte Amy erreichen.

Sie machte sich noch keine Gedanken drüber, was danach geschehen würde. Sie dachte nur daran, dass ihr niemand helfen konnte, wenn die Wehen plötzlich wieder einsetzten.

Dann lag sie hier einsam und verlassen in einer menschenleeren Gegend undmusste ohne fremde Hilfe ihre Kinder zur Welt bringen.

Dieser Gedanke gab ihr die nötige Kraft, er hemmte sie nicht, wie es eigentlich normal gewesen wäre. Amy fühlte eine schon übernatürliche Stärke in sich, und diese Stärke verwandelte sich in die sichere Hand eines Engels, der ihr dabei behilflich war, aus dem zertrümmerten Fahrzeug zu klettern.

Sie achtete nicht auf den Mustang. Amy sah ausschließlich ihre

eigene Umgebung, in der sie sich zurechtfinden musste, um zu überleben. Nicht sterben, auf keinen Fall dem Tod entgegengehen, das alles drang wie Buchstaben aus Feuer in ihren Kopf.

Kämpfen, weitermachen!

Amy hatte den Wagen verlassen. Um die Straße zu erreichen, musste sie einige Schritte den Abhang hochgehen. Ohne Hilfe war das nicht zu schaffen.

Da sich kein menschlicher Arm in der Nähe befand, an dem sie sich festhalten konnte, griff sie nach einem quer wachsenden Ast, der stark genug war, um ihr Gewicht zu halten.

So kletterte sie hoch.

Eine Frau, die Übermenschliches leistete, die gegen das Schicksal ankämpfte und sich nicht unterkriegen ließ. Sie war ein Mensch, und seit Urzeiten hatten es die Menschen geschafft, ihre Rasse überleben zu lassen.

Der Boden war glatt. Wasser strömte ihr entgegen, doch sie gab nicht auf.

Über ihr verzerrtes Gesicht rann das Regenwasser und vermischte sich mit dem aus den Wunden strömenden Blut, die von scharfen Zweigen und Splittern verursacht worden waren. Nicht aufgeben, die Straße war nicht mehr weit. Vielleicht konnte sie dort Hilfe finden. Irgendjemand musste auch zu dieser Zeit unterwegs sein.

Sie kam weiter. Amy kämpfte gegen den tückischen Untergrund und auch gegen das ihr entgegenströmende Wasser an. Woher sie die Kraft noch nahm, wusste sie selbst nicht. Möglicherweise dachte sie unbewusst an ihre beiden noch nicht geborenen Kinder, denn ihnen wollte sie ein Leben ermöglichen, das sie und Sam sich so wunderbar ausgemalt hatten.

Die Strecke war kurz.

Nicht für Amy, die den Kopf zurückgelegt hatte, um den Hang hochschauen zu können.

Sie sah den Rand der Straße. Das hohe Gras zitterte im Sturm. Es sah aus wie nasse, grüne Haare, aber es konnte ihr keinen Halt geben. Sie musste sich auf allen vieren fortbewegen und sie tat es mit dem Mut der Verzweiflung.

Amy Lester schaffte es. Wie ein Tier kroch sie auf die Straße. Das Wasser gurgelte über ihre Hände hinweg, wobei es den Schmutz der Böschung abspülte. Rutschend und kriechend bewegte sich die hochschwangere Frau weiter. Die erste Etappe hatte sie geschafft.

Noch immer litt sie unter einem wahnsinnigen Stress, aber auch der Eindruck einer ersten Erleichterung erreichte sie. Irgendwie musste und irgendwie würde es auch weitergehen, davon ging sie aus.

Den Gedanken an ein Ende oder an den Tod hatte sie verbannt.

Tief in ihrem Hirn hielt er sich verborgen, und sie hoffte, dass er

nicht mehr zum Vorschein kommen würde.

Die Frau kroch über die Straße wie durch ein Bachbett. Ihr war kalt, sie war völlig durchnässt, den Wagen konnte sie nicht mehr sehen, und mitten auf der Fahrbahn knickten ihr plötzlich die Beine weg. Sie konnten das Gewicht nicht mehr halten.

Amy lag auf dem Bauch. Nur das nicht, die Kinder, sie musste sich herumdrehen und versuchen, wieder auf die Beine zu kommen.

Die hochschwangere Frau bewegte sich sehr schwerfällig. Hoffentlich kamen die Wehen nicht. Wenn das eintrat, war sie verloren, dann würden ihre Kinder…

Amy konnte nicht mehr.

Der Schmerz war zu schlimm.

Die Wehen, es waren die Wehen! Ausgerechnet jetzt, mitten in dieser stürmischen Nacht, inmitten dieser verfluchten Einsamkeit wollten die beiden Kinder den Schoß der Mutter verlassen.

Es war einfach furchtbar. Sie schrie, aber der Regen schluckte die Schreie. Ihre Angst floss über wie ein Fass, das den Regen nicht mehr fassen konnte.

Amy Lester lag auf dem Rücken. Sie wusste nicht einmal, wie sie dies geschafft hatte. Jedenfalls hatte sie die Lage eingenommen und die Beine etwas angewinkelt. Sie hörte sich atmen. Das Wasser klatschte auf ihren Körper, die Wehen nahmen ständig zu. Amy weinte, sie dachte an die Kinder, sie dachte an den Tod, und sie faltete über ihrem Bauch die Hände zum Gebet.

Aus aufgerissenen Augen starrte sie zum Himmel, aus dem das Wasser noch immer sturzflutartig auf die einsame Frau niederpeitschte.

»Lieber Gott, wenn es dich gibt, dann bitte hilf mir! Nicht wegen mir, wegen der Kinder. Du hast die Menschen nach deinem Ebenbild geschaffen, deshalb nimm sie unter deinen Schutz. Lass sie groß werden. Mögen sie wachsen undzu anständigen, dir gefälligen Menschen werden. Bitte, lieber Gott, bitte…«

Der liebe Gott meldete sich nicht. Nur der Regen rauschte als kalte Sturmflut herab. Er peitschte und hämmerte auf sie nieder, als wollte er sie wegschwemmen.

Für sie bestanden die Tropfen aus zahlreichen Perlen, die von unzähligen Engeln wegen ihr vergossen wurden. Amy lag auf der nassen Straße, sie merkte, dass sich allmählich ihr Bewusstsein verlor.

Das klare Denken wollte verschwinden. Die Wehen kamen weiterhin. Manchmal spürte sie Hände, die sie vom Boden anhoben und wegtrugen. Hatte der liebe Gott doch seine Engel geschickt, damit diese sich um sie kümmerten.

»Ruhig, ruhig, ruhig… es wird alles gut werden. Du musst nur liegen bleiben.«

Die Stimme! Wo kam die Stimme her? Bildete Amy sie sich ein?

Eine Frau hatte gesprochen, als wäre sie so plötzlich auf der Straße erschienen wie ein Geist. Ein Engel, der vom Himmel gefallen war und nun vor ihr stand. Amy konnte es nicht glauben. Da vermischten sich Wunschträume und die Fantasie miteinander. Es gab keine Rettung, hier kam niemand vorbei. Nicht in dieser schrecklichen Nacht, die von einem Unwetter beherrscht wurde. Da schickte auch der Herrgott keinen Engel, nein, das stimmte alles nicht.

Und doch war das Gesicht da. Es schwebte über ihr. Sie erkannte es genau. Es war das Gesicht einer Frau, ihr unbekannt. Nie zuvor hatte sie die Person gesehen.

Amy mochte es nicht. Vielleicht deshalb, weil der Mund so grinste und in den Augen ein höhnisches Funkeln lag. Angst schnürte ihr die Kehle zusammen. Sie konnte nicht sprechen, zudemkehrten die Wehen so schlimm zurück wie nie.

Amy schrie, sie bäumte sich auf.

Zwei kalte Hände drückten sie wieder zurück. »Wir schaffen es, meine Liebe, wir schaffen es. Keine Sorge, es wird alles gut… alles…«

***

Was dann geschah, daran konnte sich Amy Lester nur mehr stückweise erinnern. Ihr Körper reagierte wie ein Automat. Sie sah nichts, aber sie wusste, dass sie auf dieser regennassen Straße Kinder gebar.

Über ihr wütete der Sturm, der Regen peitschte auf sie nieder, er machte sie nass, aber Amy merkte davon nichts.

Eine andere Kraft war gnädig genug gewesen, sie einfach wegzutragen. Fort von hier, hinein in andere Welten, in Zwischenreiche fern jeglicher Wahrnehmungskraft.

Manchmal hörte sie einen Kommentar, konnte ihn aber nicht verstehen, weil die Person so leise sprach. Es war noch immer die Frau, die bei ihr war, als wäre sie eine Hebamme.

Amy wusste nicht, ob sie tot war oder lebte. Vielleicht befand sie sich auch in einem Zwischenreich, aus dem sie immer wieder zurück ins Leben schaute.

Sie floss davon.

Sie wollte nichts mehr hören, sehen, sie wollte nur noch vergessen, das war alles.

Auch irgendwann das Licht, die vielen Stimmen, den blauen Schimmer, der durch den Regen glitt.

Irgendwann war dies alles verschwunden. Amy spürte keine Nässe mehr, der Regen hatte gestoppt, die dunklen Wolken waren leer.

Nichts gab es mehr zu fühlen, zu erleben.

Nur noch die Tiefe des Schlafs…

***

Zwei Wochen später!

Amy Lester war aufgestanden und war denselben Weg gegangen wie immer. Aus dem Krankenbett, das in einem Einzelzimmer stand, bis hin zum Fenster. Sie schaute durch die Scheibe in den Garten des Krankenhauses, und die Gedanken kehrten zurück. Alle im Krankenhaus – ob Schwester oder Ärzte – konnten nicht begreifen, dass die Patientin noch am Leben war. Für sie war es ein medizinisches Wunder, für einige aus dem Personal hatte der Herrgott seine schützende Hand über Amy Lester gehalten.

Nicht über Sam.

Niemand hatte es ihr so recht sagen wollen, doch sie spürte, dass Sam nicht mehr lebte. Er war tot, er würde nie, nie mehr zurückkehren, es gab ihn nicht mehr.

Aber es gab jemand anderen.

Ein Baby, ein Junge. Gesund sogar. Amy hatte ihn in den Armen gehalten. Nur einmal, aber dies hatte ihr die nötige Kraft gegeben.

Es war so wunderbar gewesen, ein neues Leben festhalten zu können. Ein winziger Mensch, dessen Existenz ebenfalls einem Wunder gleichkam. Jake lebte, Jake war gesund, und sie wusste nicht einmal, bei wem sie sich für diese Geburt bedanken sollte.

Nachdem sich ihr Zustand etwas gebessert hatte, war es ihr gelungen, nachzudenken. Sie hatte sich den Vorgang noch einmal in Erinnerung gerufen und ihn immer wieder vor ihrem geistigen Auge ablaufen lassen. Dabei war ihr bewusst geworden, wie stark das Erinnerungsvermögen doch gelitten hatte. Nichts war mehr so wie sonst. Die Vergangenheit schwamm in einer nebligen Suppe, die alles aufsaugen wollte. Sie kam damit einfach nicht zurecht, denn dieser Nebel wurde von kaum einem Sonnenstrahl der Erinnerung durchbrochen.

Fragmente nur, mehr nicht.

Ein Gesicht, verschwommen. Dazu eine Frauenstimme, die mal in ihrem Hirn gewesen war, dann aber leiser wurde oder versickerte, als hätte jemand am Lautregler eines Radios gespielt.

Alles sackte weg, tauchte mal wieder auf. Bruchstücke und gleichzeitig verbunden mit Phantomschmerzen. Noch immer glaubte Amy, die Wehen zu spüren. Immer wenn es so weit war, kriegte sie Schüttelfrost oder Gänsehaut. Dann war die Erinnerung so stark, dass sie sogar das Klatschen der Regentropfen auf ihrem Körper mitbekam. Das Gesicht, der Mund, das Lächeln, beinahe schon ein Grinsen. Amy hatte die fremde Frau nie zuvor gesehen, aber sie wusste sehr genau, dass sie dieser Person ihr Leben verdankte und das ihres Sohnes Jake.

Sobald sie aus dem Krankenhaus entlassen wurde und wusste, was mit Sam geschehen war, würde sie alles versuchen, um diese Frau zu

finden. Sie würde ihr gegenüberstehen und ihr erklären, wie dankbar sie sich fühlte.

Ja, so und nicht anders sollte es laufen.

Amy merkte, dass es ihr noch immer nicht leicht fiel, sich gedanklich auf eine bestimmte Sache zu konzentrieren. Des Öfteren schwammen die Gedanken weg, als wollten sie hineintauchenin die Ferne, wo es nichts gab als eine grenzenlose Leere.

Und doch war da etwas.

Amy konnte es nicht sagen, doch sie hatte den Eindruck, aus dieser Leere heraus belauert zu werden. Da lag irgendeine Kraft, irgendein Wesen, das seinen Blick auf sie gerichtet hielt, um nur nicht die Kontrolle zu verlieren.

Wieder konzentrierte sie sich auf den Park. Er war so wunderbar.

Das satte Grün der Bäume, die herrlichen Sommerblumen, die in einer wahren Farbenpracht aus dem Boden geschossen waren und sicherlich auch einen tiefen Duft verbreiten würden. Ein blauer Himmel, der sich beinahe wolkenlos über diesen kleinen Park spannte.

Die hell gestrichenen Bänke, von denen die meisten besetzt waren.

Das Gezwitscher der Vögel, das als nie abreißende Melodie durch die Öffnung des schräg gestellten Fensters an ihre Ohren drang.

Dies alles war so wunderbar, das war das pralle Leben, an dem sich Amy früher so sehr hatte erfreuen können.

Heute nicht mehr.

Sam war nicht da.

Sie war allein.

Die Welt hatte ihre Farbenpracht verloren. Amy war in ein tiefes Loch gestürzt. Allein die Tatsache, dass sie bald Verantwortung für ein Kind tragen musste, hatte sie von einem Selbstmord abgehalten.

Sie würde Jake ihre ganze Liebe geben. Er war ihr geblieben, und sie würde für ihn sorgen wie damals für Sam.

Amy weinte.

Sie senkte den Kopf. Die Erinnerung an ihren Mann schüttelte sie durch. Die Tränen flossen in Strömen. Heute war so ein Tag, an dem sie weinen konnte. An anderen Tagen war das nicht der Fall gewesen, nun aber musste sie einfach den Strom der Tränen freien Lauf lassen.

Mit beiden Händen stützte sie sich auf der kalten Steinfensterbank ab. Eine leere Vase stand dort. Sie verschmolz mit dem Strom der Tränen, und Amy war so mit sich selbst beschäftigt, dass sie nicht hörte, dass geklopft worden war und sich hinter ihr langsam die Tür öffnete. Eine farbige Krankenschwester betrat das Zimmer. Sie hieß Corinna, wurde aber nur Coco genannt. Ihre Heimat war Kuba.

»Mrs. Lester…«

Amy hörte die Stimme, wischte sich die Tränen ab und drehte sich um.

Coco stand neben dem kleinen Tisch mit den beiden Stühlen. Sie wollte aufmunternd lächeln, doch es wirkte gequält. Durch die weiße Kleidung wirkte die Haut noch dunkler, und von den großen Augen der Zwanzigjährigen schien ein Leuchten auszugehen. Coco war sehr lieb. Sie gehörte noch zu den wenigen Krankenschwestern, die tatsächlich mit den Patienten mitlitten. Bei ihr fühlte sich Amy gut aufgehoben.

»Kann ich Ihnen helfen, Mrs. Lester?«

»Vielen Dank, Coco, aber das können Sie nicht.«

»Ich möchte nicht, dass Sie weinen.«

Amy lachte schluchzend. »Das will ich ja auch nicht, aber es kam plötzlich über mich.«

Die Schwester nickte. »Ja, das kann ich verstehen, Mrs. Lester. Mir würde es nicht anders ergehen.«

»Dann bin ich ja beruhigt.« Amy verließ die Nähe des Fensters und bewegte sich auf das Bett zu. Dort nahm sie Platz, legte sich aber nicht hin. Auf dem Nachttisch stand die Flasche mit dem Mineralwasser. Sie ließ das Glas zur Hälfte voll laufen und trank es leer.

Dann wischte sie über ihre Augen und schaute zu Coco. »Wie geht es meinem Sohn, Schwester?«

Coco strahlte. »Wunderbar, Mrs. Lester. Er ist… er ist … ein Prachtbursche. Alle haben ihren Spaß an ihm. Man kann Ihnen nur immer wieder zu Ihrem kleinen Jake gratulieren.«

»Ja, danke.«

»Sie sollten an ihn denken.«

»Das tue ich, aber Sie müssen auch verstehen, Coco, dass ich an meinen Mann denke. Ich habe ihn sehr geliebt, und er liebte mich ebenfalls. Wir hatten Kinder haben wollten, was heute ja auch nicht mehr so normal ist, wie Sie bestimmt wissen, und dann…«, sie hob die Schultern, »dann passierte das Schreckliche.«

Coco nickte verständnisvoll. »Trotz allem haben Sie riesiges Glück gehabt, Mrs. Lester.«

»Das weiß ich. Man hat es mir immer wieder zu verstehen gegeben. Doch glauben Sie mir, ich bin nicht mehr in der Lage und werde es auch nicht mehr sein, das Leben so zu genießen wie früher. Es hat sich einfach zu viel verändert.«

Coco nickte. Sie hätte sagen können, dass die Zeit alle Wunden heilt, doch dieser Satz wollte ihr einfach nicht mehr über die Lippen, weil er zu banal klang.

»Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, dass Sie Dr. Feldman bald besuchen wird.«

»Danke. Was will er denn?«

»Mit Ihnen sprechen.«

Amy hob die Schultern. »Wissen Sie schon, was er mir zu sagen hat?

Dreht es ich um meine Entlassung oder um Sam?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

Amy lächelte verloren. »Vielleichtwollen Sie mir es auch nicht sagen, Coco und vielleicht ist es sogar besser, dass Sie sich damit zurückhalten. Ich bin es ja gewohnt, ins kalte Wasser geworfen zu werden, denke ich.«

»Sie haben sich gut erholt.«

»Ich weiß.«

»Sie werden es auch weiterhin schaffen, Mrs. Lester. Ich kenne mich aus, Sie gehören zu den starken Menschen. Nur wenige hätten das überlebt, was Sie hinter sich haben. Soll ich ehrlich zu Ihnen sein, Mrs. Lester?«

»Bitte.«

»Ich bewundere Sie. Ich bewundere Ihre Kraft, wie Sie das alles geschafft haben.«

»Nun ja, ich musste mich in mein Schicksal finden. Ich bin nicht allein, es gibt einen Sohn.«

»Der so wunderbar ist, Mrs. Lester.« Coco wollte noch etwas sagen, aber das leise Klopfen außer an der Zimmertür ließ sie verstummen. Sofort danach betrat Dr. Feldman das Krankenzimmer, und Coco zog sich geräuschlos zurück. Von der Tür her lächelte sie Amy noch einmal aufmunternd zu, dann war sie weg.

Auch Dr. Feldman lächelte. Er war ein netter Mensch mit dunkelblondem Haar und markantem Gesicht, das nur durch eine Stirnnarbe etwas von seiner Glätte verlor. Das Andenken an den Schmiss aus der Studentenzeit. Die Hände hatte er in die Taschen seines Kittels vergraben, als er fragte: »Wie geht es Ihnen denn heute, Mrs. Lester?«

»Wie immer.«

Der Arzt zog einen Stuhl an das Bett und nahm Platz. »Nun ja, Sie werden es kaum selbst merken, aber Sie machen große Fortschritte, und wir alle sind mit Ihnen sehr zufrieden, Mrs. Lester.«

Sie senkte den Kopf. »Ich wünsche mir manchmal trotzdem, dass ich tot bin, Doktor.«

»Ach. Und an Ihren Sohn denken Sie nicht?«

»Doch, Doktor. Genau das ist der Grund, der mich von einer gewissen Tat abhält.«

»Ich finde es toll.«

»Was soll ich denn machen?« Amy seufzte. »Ich muss mich nun einmal mit gewissen Tatsachen abfinden. Ich habe überlegt, und ich bin mittlerweile wieder so weit, dass ich auch nachdenken kann. Da ergeben sich zwangsläufig einige Fragen.«

»Das kann ich mir gut vorstellen.«

»Sind Sie deshalb gekommen, Doktor?«

»Ja.« Der Arzt nahm die Brille ab, klappte sie zusammen und ließ sie in der obersten Kitteltasche verschwinden. Er wischte über seine Augen, als wollte er noch einmal darüber nachdenken, wie er die Patientin am besten ansprach.

Das tat sie selbst. »Wenn ich Sie so anschaue, Dr. Feldman, dann kommt es mir vor, als hätten Sie etwas Besonderes vor.«

»Nun ja, das kann man nicht so direkt sagen. Es gibt schon einen Grund. Ich habe auch einen günstigen Zeitpunkt abgewartet, denn die letzten Untersuchungen ergaben, dass Sie sich sehr gut erholt haben, Mrs. Lester. Gratuliere.«

»Ja, das hat man mir schon öfter gesagt.« Sie winkte ab, als könnte sie es nicht mehr hören. »Ich werde versuchen, stark zu sein und möchte Ihnen auch einige Fragen stellen dürfen.«

»Selbstverständlich, Mrs. Lester, was immer Sie wollen.«

Amy nickte. »Ich liege hier schon einige Zeit. Bei mir haben sich zahlreiche Fragen aufgetürmt. Eine davon quält mich besonders. Sie drehte sich um meinen Mann, Doktor. Ich möchte gern von Ihnen wissen, was mit ihm geschehen ist. Sagen Sie mir offen und ehrlich. Ist Sam tot? Ist er gestorben?«

Dr. Feldman schaute sie an. Es war wieder eine dieser Situationen, wo er anfing, seinen Beruf nicht mehr zu mögen. Aber die Frau hatte eine Frage gestellt, und sie hatte auch ein Recht darauf, die entsprechende Antwort zu bekommen, wobei er bei der Wahrheit blieb.

»Ja, Mrs. Lester, Ihr Mann ist tot…«

***

Amy saß unbeweglich auf der Bettkante und hatte eigentlich damit gerechnet, zusammenzubrechen. Das geschah seltsamerweise nicht.

Sie blieb starr hocken und spürte so etwas wie eine sanfte Beruhigung in ihrem Innern. Jetzt, wo die Ungewissheit vorbei war, da war sie sogar auf eine bestimmte Art und Weise froh, und sie bedankte sich bei Dr. Feldman mit einem leichten Nicken.

»Wissen Sie, Mrs. Lester, ich bin ja selbst nicht am Unglücksort gewesen, ich habe mit Kollegen gesprochen. Man konnte Ihren Mann nicht mehr retten.«

»Verstehe«, flüsterte Amy. »Können Sie mir denn sagen, wie er gestorben ist?«

»Tja – hm…«

Sie hob den Blick, erkannte die Verlegenheit des Mannes und fragte nach. »Warum sind Sie so zurückhaltend, Doktor?«

»Es hat da wohl Probleme gegeben, deshalb wurde auch die Polizei eingeschaltet.«

»Wegen des Unfalls doch – oder?«

»Nein, nicht nur. Auch dieser Vorgang wurde natürlich zu Protokoll genommen. In erster Linie betraf es Ihren Gatten. Man fragte sich nämlich, wie es kam, dass sein Körper völlig verbrannt war.«

»Durch Feuer!«

»Liegt auf der Hand, Mrs. Lester. Nur kann es das nicht gewesen sein, denn auch der Wagen hätte ausgebrannt sein müssen. Er war nur an der rechten Seite zerstört. Der Regen hat noch hineingespült, aber ich möchte Ihnen Details ersparen.«

Eine kalte Faust schob sich in den Magen der Frau. Sie war nicht mehr die gleiche. Sie merkte, dass sich ihr Innerstes veränderte. Das Grauen stahl sich hoch und umklammerte ihr Herz. Sie spürte den Druck auch hinter den Augen, und in ihrem Kopf begann es zu tuckern. Sam war verbrannt. War er verbrannt worden?

Die schrecklichsten Vermutungen schossen ihr durch den Kopf.

Furcht drang wie ein Nagel in sie ein. Er bohrte sich tiefer und tiefer.

In ihrem Körper verwandelte er sich selbst in eine heiße Flamme, die alles zerstören wollte.

Sie schwankte.

Dr. Feldman sprang auf und hielt sie fest. »Bitte, Mrs. Lester, ich hätte es Ihnen nicht sagen sollen und…«

»Nein, nein, es ist schon gut, dass Sie mir die Wahrheit erzählt haben, Doktor, es ist schon gut.« Sie atmete tief und versuchte dabei, das Zittern unter Kontrolle zu kriegen. »Ich habe damit gerechnet, dass Sam nicht mehr lebt. Wenn ich mich recht erinnere, hat etwas sein Gesicht zerstört, aber dass erverbrannt sein soll?« Sie schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht glauben.«

»Die Experten haben sich nicht geirrt.«

Sie nickte. »Ja, kann schon sein. Aber haben sie auch nach dem Grund geforscht?«

»Ohne Ergebnis.«

»Sie haben also nicht herausgefunden, was geschah?«

»Leider nicht.«

»Das ist seltsam«, murmelte sie und stand auf. Amy musste sich einfach bewegen. Sie konnte nicht länger sitzen bleiben, die Beine waren ihr schwer geworden, sie brauchte wieder eine Durchblutung, und sie trat langsam auf das Fenster zu.

Dabei sah sie sich selbst in der Scheibe. Gleichzeitig wirkte das Rechteck wie ein Fenster, durch das Amy in die Vergangenheit schauen konnte, denn sie hatte den Eindruck, als würden sich die Kronen der Bäume dahinter verändern. Sie wurden von einer tiefen Dunkelheit umfasst. Regen peitschte hindurch. Amy sah sich wieder auf der nassen Straße liegen, und dann sah sie das Gesicht.

Die andere Frau!

Die unheimliche Person, die wie aus dem Nebel erschienen war und

ihr geholfen hatte. Die Frau mit dem glatten Gesicht und den ungewöhnlichen Augen.

Das Bild verschwand.

Amy drehte sich wieder um.

Gespannt schaute Dr. Feldman sie an und hörte ihre geflüsterten Worte. »Da war die andere Frau.«

Der Arzt nickte. »Wir wissen es. Sie hat Ihnen bei der Entbindung geholfen. Sie haben in den ersten Tagen nach ihrer Einlieferung viel über sie gesprochen.«

»Ja? Habe ich das?«

»Niemand weiß, wer sie ist.«

»Ich bin ihr dankbar.«

»Das müssen Sie auch sein.«

»Aber ich möchte sie finden.«

Der Arzt hob die Schultern. »Ein verständlicher Wunsch, bei dem wir und auch die Polizei Ihnen nicht helfen können. Außer Ihnen hat niemand die Frau gesehen.«

»Das stimmt wohl«, gab Amy nickend zu. »Aber wie kam es, dass plötzlich ein Krankenwagen da war? Es war doch niemand in der Nähe, nur eben diese Frau. Hat sie ihn alarmiert?«

»Hier im Krankenhaus wurde angerufen.«

»Von ihr?«

»Das kann sein.«

»Zeichnen Sie die Anrufe nicht auf?«

»Leider nicht.«

»Das ist schlecht.«

»Sie wurden gerettet, Mrs. Lester. Sie und Ihr Sohn Jake.«

»Da haben Sie recht.« Amy setzte sich wieder. Sie dachte nach, rang dabei nach Worten und musste sich selbst überwinden, um eine bestimmte Frage zu stellen. Lange genug hatte sie Zeit gehabt, darüber nachzudenken. Jetzt war genau die Minute gekommen, um darüber reden zu können. Niemand hatte ihr bisher etwas darüber gesagt, sie hatte auch nicht gefragt, nun aber hob sie mit einer so raschen Bewegung den Kopf, dass der in der Nähe sitzende Arzt zusammenschrak.

»Sie haben mich erschreckt.«

»Das denke ich wohl, Doktor. Ich schätze, dass Sie meine nächste Frage noch mehr erschrecken wird.«

»Ich warte.«

»Was ist mit dem zweiten Kind geschehen, das Sam und ich Jory nennen wollten?«

Dr. Feldman rührte sich nicht. Nurseine Hände hatten sich zu Fäusten geballt. Sie lagen auf den Oberschenkeln, als wären sie dort festgenäht worden.

»Haben Sie mich verstanden, Doktor?«
»Ja, das habe ich.«
»Und wie lautet Ihre Antwort?«
Er hob mit einer Geste die Schultern, die Resignation ausdrückte.
»Ich weiß nichts von einem zweiten Kind, Mrs. Lester. Tut mir Leid, ich kann Ihnen nichts anderes sagen.«
Amy kam sich vor, als würde sie ins Leere sprechen. »Ich war hochschwanger, Doktor. Mein behandelnder Arzt, Dr. Cadnum, hat festgestellt, dass ich Zwillinge gebären würde. Zwei Jungen sollten es werden. Und er hat sich nicht geirrt. Aber es ist nur Jake gekommen. Wo, mein Gott, ist Jory geblieben?«
Dr. Feldman schluckte. »Ich weiß nur von einem Kind.«
»Es hat zwei gegeben. Sie können sich bei Dr. Cadnum erkundigen.«
»Aber es war nur eines da.«
Amy Lester nickte. Es sah aus, als würde ein Roboter seinen Kopf bewegen. »Ich glaube nicht nur an das zweite Kind, ich weiß auch, dass es existierte, und ich muss mich jetzt fragen, wo es geblieben ist. Könnte es auch verbrannt sein?«
»Es wurde nichts gefunden, nur Ihr Mann. Ich selbst habe die Protokolle gelesen.«
»Wo ist Jory dann?«
»Zumindest nicht in Ihnen, Mrs. Lester. Ich kann mir nur vorstellen, so schwer mir diese Erklärung Ihnen gegenüber auch fällt, dass sie zudem noch eine Totgeburt hatten. Für mich als Mediziner gibt es keine andere Lösung.«
»Die ich nicht akzeptieren kann«, murmelte Amy wie selbstvergessen. »Nein, das will ich nicht.«
»Es war niemand mehr da.«
»Ich glaube Ihnen.«
Dr. Feldman seufzte auf. Er befand sich in einer Lage, wie er sie noch nie erlebt hatte. »Haben Sie denn eine Lösung für dieses Problem, Mrs. Lester?«
Amy hob die Schultern. »Ich weiß nichts, ich weiß gar nichts. Ich weiß nur, dass etwas Unglaubliches in dieser schrecklichen Nacht passiert sein muss, das rein gar nichts mit den Witterungsverhältnissen zu tun hat. Wenn ich es banal ausdrücken will, dann muss ich sagen, dass man mich bestohlen hat. Ja, man hat mir ein Kind weggenommen, Doktor. Können Sie das begreifen? Man nahm mir ein Kind weg. Man stahl es mir.«
Dr. Feldman lächelte dünn. »Ich bitte Sie, Mrs. Lester, wer sollte das denn getan haben?«
»O – da gibt es schon eine Möglichkeit. Ich denke da an die fremde Frau.«
»Die Ihnen geholfen hat?«

»Richtig.«

Er lachte jetzt bitter. »Warum hätte Sie Ihnen denn dann überhaupt helfen sollen?«

Amy nickte. »Ja, das ist eine gute Frage. Warum hätte sie mir überhaupt helfen sollen? Ich weiß es nicht, ich kann es Ihnen nicht sagen, Doktor. Das müssen Sie mir glauben.«

»Es ist eine Theorie.«

»Ja.«

»Durch nichts bewiesen.«

»Das stimmt auch.«

Er nickte. »Dann sind wir uns einig. Sie, Mrs. Lester, befanden sich in einem sehr schlechten Zustand. Sie waren auch geistig durcheinander. Sie sind vielleicht in eine andere Welt hineingerissen worden. Ihre Psyche spielte verrückt, denke ich mal. Kann es dann nicht so sein, dass sie sich geirrt haben?«

»Nein.«

»Dass es kein zweites Kind gab?«

»Erkundigen Sie sich bei meinem Arzt. Neben Ihnen steht das Telefon. Ich kann Ihnen die Nummer sagen.«

Der Arzt zögerte einen Moment. Schließlich stand er auf und hob den Hörer ab. Er wählte die Zahlen, die er von Amy Lester gesagt bekam. Sie hoffte nur, dass Dr. Cadnum in der Praxis war, und ihr Hoffen war nicht vergebens.

Dr. Feldman bekam ihn an den Apparat und konnte den Kollegen davon überzeugen, ihm die Antworten per Telefon zu geben. So erfuhr er, dass seine Patientin tatsächlich die Wahrheit gesagt hatte. Er bedankte sich einige Male, und als er den Hörer wieder auflegte, war er doch ein wenig blass um die Nase.

»Ich hatte Recht, nicht?«

Er nickte.

Amy konnte nicht einmal lächeln. Sie senkte den Kopf und presste die Hände gegen die Wangen. Plötzlich kam es über sie wie ein Sturmwind. Diesmal riss sie sich nicht mehr zusammen. Sie warf sich auf das Bett, die Tränen konnte sie nicht zurückhalten.

Dr. Feldman schwieg. Er stand neben dem Bett und begriff die Welt nicht mehr. »Zwei Kinder also«, murmelte er, aber wo, um alles in der Welt, war der zweite Junge geblieben?

Er wusste es nicht, er wusste gar nichts mehr und bat Amy innerlich um Verzeihung.

Sie richtete sich wieder auf. »Ich habe das zweite Kind in mir gespürt«, sagte sie stockend. »Man hat es mir genommen, Doktor. Jemand hat es mir gestohlen.«

Dr. Feldman nickte nur.

»Was können Sie denn tun?«

Der Arzt hob die Schultern. »Nichts, fürchte ich. Einfach gar nichts. Wir sind hilflos…«

Am besten ist es, wenn Sie Ihr zweites Kind vergessen. Das aber sagte er der Mutter nicht, sondern sprach es nur in Gedanken…

***

Amy Lester fürchtete sich vor der Dämmerung und der ihr folgenden Nacht. Sie kannte den genauen Grund nicht. In den Tagen, die sie hier im Krankenhaus verbracht hatte, war diese Furcht über sie gekommen, an diesem Tag jedoch war es anders. Bei der letzten Mahlzeit hatte es schon begonnen. Man hatte ihr Kartoffelbrei und Leber serviert, doch sie hatte nichts davon gegessen, nicht einmal probiert. Coco, die später kam, um abzuräumen, machte ein böses Gesicht. »Sie haben nichts gegessen, Mrs. Lester?«

»Ich hatte keinen Hunger.«

»Aber Sie können doch nicht einfach ohne…«

»Doch ich kann.«

Coco schaute sie aus ihren großen, dunklen Augen an und nickte.

»Ja, ich kann Sie verstehen, Mrs. Lester, ich kann Sie sogar sehr gut verstehen, glauben Sie mir.« Dr. Feldman hatte sie ins Vertrauen gezogen und ihr berichtet, welches Schicksal dieser Frau widerfahren war. Da hatte die schockierte Schwester sogar geweint.

Jetzt räumte sie ab. »Möchten Sie noch etwas zu trinken?«

»Nein, Coco.«

»Vielleicht Obst oder…«

»Auch das nicht. Und ebenfalls keine Schlaftablette. Ich… ich werde schon zurechtkommen.«

»Das hoffe ich sehr. Außerdem habe ich der Nachtschwester Bescheid gesagt, dass sie hin und wieder nach Ihnen schaut.«

»Danke.«

Coco beugte sich vor. Amy saß im Bett, sie sah das Lächeln der Schwester und hörte auch die Frage. »Möchten Sie denn Ihren Sohn noch sehen, Mrs. Lester?«

Amys Hände zuckten. Die Fingernägel kratzten über die Bettdecke. »Jake?« hauchte sie.

»Ja, ich…«

»Nein.« Sie legte eine Hand gegen Cocos Arm. »Nein, ich möchte es doch nicht.«

»Schade.«

»Stimmt, aber… ich … ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll, Coco, ich fühle mich eben nicht danach. Es war kein guter Tag heute für mich.«

»Verstehe, Mrs. Lester.«

»Verstehen Sie es wirklich?«

Coco schaute sie für eine Weile an, als wollte sie in den Gesichtszügen der Patientin lesen. »Ja, ich habe es verstanden. Ich bin informiert worden.«

»Dr. Feldman?«

Sie nickte.

Amy atmete tief aus. Sie wusste nicht mehr, wo sie hinschauen sollte. »Haben Sie sich denn auch eine Meinung bilden können, Corinna? Halten Sie mich für eine Spinnerin?«

»Überhaupt nicht. Ich will Ihnen etwas sagen, Mrs. Lester. So kann man sich nicht irren.«

»Aber es ist unglaublich.«

Coco nickte. Dann sagte sie etwas, das Amy misstrauisch machte.

»Hier schon.«

»Wieso? Was bedeutet das?«

»Nun ja, ich stamme aus Kuba. Ich bin seit drei Jahren hier. Als Kind habe ich viele Dinge erlebt, die für Europäer zumindest suspekt, wenn nicht unglaublich sind. Auf unserer Insel sind noch viele Menschen tief in den Traditionen verwurzelt. Da hält man noch viel von alten Überlieferungen. Manche Gebete hören sich nicht nur so an wie Beschwörungen, sie sind es auch.«

»Zauberei und Schamanentum?«

»Das ist die Antwort.«

»Aber was hat das mit meinem geraubten Kind zu tun, Coco?«

»Nun ja, ganz einfach. Auch ich habe von Fällen gehört, wo Kinder bei der Geburt geraubt wurden.«

»Und? Was geschah mit ihnen?«

»Sie kamen woanders unter. Zauberer oder Schamanen zogen sie auf und lehrten sie ihr Wissen. Manche sind zu Voodoo-Priestern herangewachsen, aber wie gesagt, das passierte bei uns auf der Insel. Hier wird so etwas kaum möglich sein.«

»Das weiß ich eben nicht.«

»Nein, nein, das ist…« Coco lächelte und schaute auf die Uhr.

»Himmel, ich muss mich beeilen, sonst gibt es Minuspunkte.« Sie eilte nach einem Gute-Nacht-Gruß aus dem Zimmer.

Das war vor einigen Stunden gewesen, und in der Zwischenzeit hatte Amy keinen Schlaf gefunden. Sie war wie aufgedreht! Immer wieder hatten sich ihre Gedanken um das Gespräch mit Dr. Feldman gedreht. Sie war jetzt froh, die Wahrheit zu wissen, auch über ihren Mann. Nur dass er zu einem Haufen Asche geworden war, darüber kamsie nicht hinweg. In dieser Nacht festigte sich bei ihr der Entschluss, den Ort des Geschehens irgendwann einmal zu besuchen und sich dort umzuschauen.

Allmählich hatte die Dämmerung das Krankenzimmer eingenommen. Das letzte Gezwitscher der Vögel war verstummt. Der Tag bereitete

sich darauf vor, von der Nacht abgelöst zu werden, und die ersten grauen Schatten krochen lautlos durch das Fenster.

Amy Lester lag nicht flach auf dem Rücken. Sie hatte das Oberteil höher gestellt, denn nur in dieser Haltung konnte sie das Zimmer fast völlig überblicken.

Einen triftigen Grund für diese andere Sitz-Liege-Position konnte sie nicht nennen, sie musste sich da auf ihr Gefühl verlassen und das sagte ihr, dass in der Nacht noch etwas passieren könnte. Sie hatte noch nicht angefangen, sie war aber auch nicht vorbei. Lange Stunden standen ihr bevor, Dunkelheit und Stille.

Eine Nacht, die anders werden würde als die vorherigen. Trotz ihrer Furcht wartete sie auf ein bestimmtes Ereignis, von dem sie nicht sagen konnte, was es war und wann es eintreten würde. Es würde kommen, vielleicht vor der Tageswende, möglicherweise danach.

Alles lag noch in der Schwebe.

Die lange Zeit des Wartens begann. Amy stellte fest, dass sie sich selbst belauerte. Sie fürchtete sich und hoffte zugleich. Etwas kroch auf sie zu, es befand sich schon in der Nähe, aber sie wusste nicht, wie sie es fassen sollte. Waren es Strömungen, Gedanken, die sich in das Zimmer hineingestohlen hatten?

Fremde Schatten, unheimliche Gespenster, die über den Boden huschten.

Amy zwinkerte.

Da hätte sich tatsächlich etwas bewegt. Gar nicht mal weit von ihrem Bett entfernt.

Ein Schatten, der durch einen in der Nähe des Fensters stehenden Baum fiel. Wind, der die Blätter bewegte und sie über den Boden tanzen ließ. Geisterhaft, lautlos, in ihrem Fall schon, denn sie fing an, sich zu fürchten.

Ihr wurde kalt.

Es war kein Grund vorhanden. Sie saß im Bett, und von den Füßen her zog etwas hoch.

Eine schreckliche Vorstellung geisterte durch ihren Kopf. Als Kind hatte sie von der Mutter erfahren, dass Menschen, bevor sie starben, allmählich kalt wurden.

Das begann zumeist bei den Füßen, es kroch höher und höher, erreichte die Knie, die Schenkel, wanderte auf die Brust zu, um schließlich das Herz zu umklammern.

Dann war es aus!

Vorbei.

Da schlug der Tod mit seinen kalten Krallen zu. Und genau davor hatte Amy Angst.

Noch waren nur die Füße kalt. Zahlreiche Spinnen schienen mit dünnen Beinen aus Eis an ihr hochklettern zu wollen, um den

gesamten Körper in Besitz zu nehmen.
Wer wollte sie töten?
Wer steckte dahinter?
Sie fing an zu zittern, zog die Beine an, schleuderte die Decke weg, weil sie ihre Füße massieren wollte. Vielleicht war es doch nicht so schlimm, waren alles nur Märchen oder Sagen, die sie früher gehört hatte – jedenfalls merkte sie, wie die Kälte plötzlich verschwand und genau dem Gegenteil Platz schuf.
Amy begann zu schwitzen.
Diesmal nicht an den Füßen, sondernweiter oben im Gesicht. Ein Hitzestau lag hinter ihrer Haut und schien sie in Flammen setzen zu wollen. Fieberschauer überfielen Amy. Sie presste ihre Hände gegen das Gesicht, wollte aufstehen und zum Waschbecken laufen, aber die Hitzewelle zog sich zurück.
Was blieb, war etwas Neues.
Etwas Furchtbares.
Ein Gesicht am Fenster.
Das Gesicht der Frau!

***

Ja, ja, ja – Amy erinnerte sich sofort. Plötzlich stand die Szene wieder klar vor ihren Augen. Sie sah sich selbst auf der regennassen Straße liegen, umtost von Stürmen, gepeitscht von Regenschauern, völlig durchnässt und aufgelöst.
Dann war sie gekommen.
Geschwebt, wie aus dem Nichts erschienen. Sie hatte sich über Amy gebeugt und ihr zu verstehen gegeben, dass alles überhaupt nicht schlimm werden würde. Die Geburt ihrer Söhne, die Wehen, die damit verbundenen Schmerzen, das würde alles in den Hintergrund treten, und es war auch in den Hintergrund getreten.
Amy sah nur das Gesicht.
Es war tatsächlich vorhanden, hinter der Scheibe malte es sich ab, obwohl es darum herum dämmrig war. Sehr genau konnte sie es erkennen, und plötzlich kam ihr zu Bewusstsein, dass sie im zweiten Stock des Krankenhauses lag.
Es war unmöglich, dass sich jemand hinter der Scheibe aufhielt. Es sei denn, er stand auf einer hohen Leiter und war bis an dieses Fenster geklettert.
Hatte die Frau das getan?
Sie wollte es nicht glauben. Amy ging von einer unheimlichen Erscheinungaus, einem Geist oder etwas Ähnlichem. Wieder einmal war diese Person als Botin erschienen, aber sie würde ihr nicht mehr bei einer Geburt helfen, diesmal hatte sie etwas anderes vor.
Auch jetzt war Amy das Gesicht unbekannt. Sie wusste nicht mal, ob

die Frau jung oder alt war. Auf eine gewisse Art und Weise wirkte sie alterslos, wie jemand, der schon Jahrhunderte gelebt und sich nicht verändert hatte.

Vor dem dunklen Hintergrund der Nacht sah das Gesicht heller aus. Mausgrau bis bleich, und selbst die Lippen hatten diesen Farbton angenommen. Die Haare stachen ebenfalls kaum ab. Es konnte durchaus sein, dass sie eine Spur dunkler als das Gesicht waren, aber das war überhaupt nicht wichtig.

Nur die Person zählte.

Ein Wesen, aber auch ein Mensch?

Das Gesicht lächelte. Hämisch, höhnisch, vielleicht nett? Amy Lester las nichts daraus. Ihr Verstand war blockiert. Im Moment gab es nur das Gefühl.

Sie schluckte. Die Luft schmeckte plötzlich anders. Aschig, alt und verbraucht.

Etwas anderes war durch ein offenes Fenster gedrungen, aber die Frau selbst war geblieben, sie hatte nur ihre Aura geschickt.

Wer war sie? Wie hieß sie?

Amy wollte es erfahren. Sie versuchte auch, sich zusammenzureißen und den Namen zu flüstern, allein ihr fehlte die Kraft. Sie konnte es einfach nicht schaffen.

Nach einer Weile des Verzweifelns hörte sie zum ersten Mal nach dem Erscheinen die Stimme der Unbekannten. »Kennst du mich noch?«

Amy lauschte, kramte in der Erinnerung. Als sie auf der nassen Fahrbahn gelegen hatte, war sie angesprochen worden, nur an den Klang der Stimme hatte sie sich nicht mehr erinnern können. In diese verregnete Einöde war sie mit ihren Schmerzen regelrecht hineingesegelt.

»Kennst du mich noch?«

Abermals erklang diese Suggestivfrage. Diesmal hatte sich ihr Klang verändert. Amy konnte nicht mal sagen, aus welcher Richtung sie gedrungen war. Obwohl das Gesicht hinter dem Fenster lauerte, war die Stimme überall. Jeden Winkel füllte sie aus, als wollte sie Amy begreiflich machen, dass sie die Herrscherin war und niemand neben sich duldete.

Amys Augen schmerzten an den Rändern. Sie hatte sie zu hastig gerollt und bewegt. Aber auch das Gesicht bewegte sich. Zuerst zitterte es, dann drang es um eine Winzigkeit vor und hätte sich jetzt von außen her gegen die Scheibe pressen müssen, was nicht geschah. Amy kam es vor, als wäre das Gesicht der Fremden eins mit der Scheibe geworden. Die Züge schwammen wie in einer mit Gelee gefüllten Umgebung, wobei sie trotzdem ihre Klarheit nicht verloren hatte.

»Ja, ich kenne dich.«
Endlich, dachte Amy. Endlich habe ich reden können. Sie war verzweifelt.
»Schön, sehr schön. Erinnerst du dich denn?«
Die Kranke deutete ein Nicken an.
»Erinnerst du dich auch an den Unfall?«
»Ja.«
»An den Regen?«
»Auch.«
»An die Straße, die so nass und glatt war…?«
Amy presste die Lippen zusammen. Sie wollte nichts mehr sagen.
Das Gespräch entwickelte sich in eine Richtung, die ihr nicht gefiel.
Da war ihr jedes Wort zu schade. Sie hätte die andere Person nur aufgefordert, weiterzusprechen.
Das tat die Fremde sowieso. Sie wollte Amy noch einmal alles vor Augen führen. Der Regen war ihr Stichwort gewesen, daran konnte sie die folgen den Bemerkungen aufhängen. Amy war nicht in der Lage, sich die Ohren zuzuhalten. So aber erfuhr sie auch, dass die andere Frau darauf gewartet hatte. Sie erklärte ihr, dass Sam es geschafft hätte, aber eine andere Kraft hatte eingegriffen. Der Unfall war kein richtiger Unfall gewesen, die Frau hatte ihn manipuliert.
Sie freute sich darüber und lachte kichernd. Dieses Kichern erinnerte Amy Lester an das einer Hexe. Genau, das war es! Diese Frau musste eine Hexe sein. Sie hatte gefährliche Zauberkräfte, die sie gegen Menschen einsetzte, die sie manipulieren wollte. Eine böse, widerliche und grausame Hexe.
Sehr deutlich kramte sie all die schrecklichen Ereignisse hervor.
Sie vollzog jede einzelne Sekunde nach. Amy begriff, dass ihr Mann und sie zu Spielbällen einer fremden, für sie nicht begreifbaren Macht geworden waren.
Jemand hatte es auf sie abgesehen. Nur konnte sich Amy einfach keinen Grund denken. Sie und Sam hatten ein völlig normales Leben geführt und sich wahnsinnig darauf gefreut, eine richtige Familie zu werden. Dann hatte das Grauen so furchtbar zugeschlagen, und Amy verlor plötzlich den Überblick.
Sie wollte nicht mehr nachdenken, sie wollte nicht mehr zuhören, sie wollte einfach nur weg und sich in eine innere Emigration begeben. Sie war nicht in der Lage, dieser Person Paroli zu bieten oder ihr standzuhalten. Obwohl ihr die Fremde nichts getan hatte, fühlte sie sich von ihr gefangen.
Ein bösartig klingendes Zischen holte Amy wieder zurück in die Wirklichkeit. Nichts hatte sich verändert. Das Gesicht schwebte auch weiterhin an und in der Scheibe. Amy glaubte auch nicht, dass die fremde Person auf einer Leiter stand, diese Frau verfügte über Kräfte,

die mit menschlicher Logik nicht zu erklären waren.

»Wir haben noch nicht über die Kinder gesprochen, kleine Amy.«

Die Frau im Bett vereiste. Es war das Schlimmste, was man ihr antun konnte. Sie liebte ihr Kind, aber die verdammte Hexe da draußen hatte von Kindern gesprochen.

Meine Güte! Amy erbleichte noch stärker, obwohl dies kaum möglich war. Niemand hatte ihr geglaubt, aber sie hatte sich nicht geirrt, das stand fest.

Die andere wusste es auch.

»Deine beiden Kinder!« Die Stimme der Frau klang quengelnd und gleichzeitig wissend. »Zwei Jungen sind es gewesen. Du hattest sogar Namen für sie. Jake und Jory. Habe ich Recht, kleine Amy?«

Die Angesprochene konnte nicht mal nicken. Alles war der Fremden bekannt, alles…

»Jake ist bei dir, das weiß ich.« Sie bewegte ihr Gesicht wie ein Clown, der eine Gummimaske übergestreift hatte. Es zog sich zusammen, es plusterte sich wieder auf und erstarrte in einem breiten Grinsen, das dem Mund die doppelte Größe gab. »Ist er bei dir?«

»Ja, er gehört mir!« keuchte Amy. Der Damm war gebrochen, sie konnte wieder reden.

»Gut, sehr gut. Aber wo ist Jory?«

Amys Blut wich zurück. Sie kam sich vor wie eine Puppe. Nicht einmal eine Sekunde hatte sie gebraucht, um sich darin zu verwandeln. Das Zimmer war für sie zu einer geistigen Folterkammer geworden. Es gab ein zweites Kind – Jory. Sie selbst hatte es zur Welt gebracht, und jetzt sprach diese namenlose Fremde davon. Was wollte sie damit sagen? Was wusste sie über Jory?

»Na, kleine Amy, na? Möchtest du nicht reden? Willst du mir keine Fragen stellen?«

»J… Jory?«

»Ja, Jory.«

»Ich habe ihn geboren?«

»Das hast du!«

»Du hast es gesehen?«

»Ich habe es nicht nur gesehen, ich habe dir dabei auch geholfen, Amy.« Wieder lachte sie abstoßend. »Ich war deine Hebamme. Ich habe mich genau am richtigen Ort aufgehalten. Zuerst kam Jake, dann kam Jory, der Bruder, der Zwilling. Ich trennte auch die Nabelschnur durch, aber das sind Dinge, die uns jetzt nicht interessieren sollen. Du hast ja deinen Sohn, Amy.«

Sie pumpte sich auf, als sie Luft holte. Für einen Moment verschwamm das Fenster vor ihren Augen. »Aber ich habe zwei Kinder. Verdammt noch mal, ich habe zwei Kinder!«

»Die hattest du, Amy.«

»Dann ist Jory…?«
»Nein, kleine Amy. Jory ist nicht tot. Glaube das nicht. Er ist nur nicht mehr da für dich. Du kannst erzählen, was du willst, es wird dir niemand glauben.«
»Hör auf, bitte.«
»Warum?«
»Was ist mit Jory? Du musst es wissen…«
»Ja, ich weiß es.«
»Dann rede!«
»Und du willst es wirklich?«
»Ja, ich… ich möchte Klarheit haben. Ich will es, ich habe lange genug gelitten.«
Die Unbekannte versuchte, traurig zu sprechen, was ihr nicht so recht gelang. »Ich verstehe deine Probleme, mein Täubchen, und deshalb werde ich dich auch von ihnen befreien. Du solltest wirklich nicht länger leiden, das möchte ich nicht.«
Lüge, alles Lüge, dachte Amy Lester. Aber sie stellte fest, dass sich die Frau hinter dem Fenster bewegte. Sie drehte sich zur Seite. Amy konnte ihr Profil erkennen.
Wenn sie eine Hexe war, so entsprach sie nicht den landläufigen Vorstellungen einer derartigen Person. Weder hatte sie einen Höcker, noch war ihre Nase krumm, und eine Warze darauf hatte sie auch nicht. Sie sah eigentlich normal aus, möglicherweise war ihr Profil ein wenig flach, aber das machte nichts. Sie hielt den Kopf etwas gesenkt, das Gesicht nach unten gedrückt, die Arme gestreckt.
Als sie diese wieder anhob, da bewegte sie ihren gesamten Körper.
Von unten her tauchte etwas in das Blickfeld der Amy Lester ein. Sie wusste noch nicht, was die andere da hervorholte, aber in Amy stieg die Spannung.
Es hatte etwas mit ihr zu tun, mit ihr persönlich, da gab es keine andere Möglichkeit.
Die Unbekannte drehte sich. Wieder zeigte sie sich von vorn. Diesmal aber nicht allein. Sie hielt etwas hoch.
Es war ein Lebewesen, das mit den kleinen Beinen strampelte. Es war ein Kind, und es glich dem kleinen Jake aufs Haar.
Es war Jory!

***

Was Amy Lester in diesen und den folgenden Sekunden fühlte, darüber hatte sie in den späteren Jahren oft nachgedacht. Alpträume hatte sie deswegen bekommen. In dieser ersten schrecklichen Konfrontation kam sie sich vor wie eine Scheintote.
Sie war tot und lebte trotzdem.
Bewegungslos, völlig geschockt. Es gab weder Herz- noch Pulsschlag

bei ihr, es war nur dieses unbeschreibliche Bild vor ihren Augen, das sie so fertig machte und zu einer Person werden ließ, die in diesen Momenten kein richtiger Mensch mehr war.

Die andere hielt das Kind fest.

Es schwebte vor dem Fenster, gehalten von zwei Händen, und bewegte seine einzelnen Glieder wie ein winziger Turner. Ob es jammerte oder weinte, konnte Amy nicht hören, jedenfalls stand der kleine, zahnlose Mund weit offen.

Wie lange die unnatürliche Starre bei der im Bett liegenden Frau anhielt, konnte sie nicht sagen. Jedenfalls war ihr das Gefühl für Zeit völlig verloren gegangen, aber irgendwann war der Trieb, Atem zu holen, einfach stärker.

Bevor ihr Kopf platzte, atmete sie durch. Es ging ihr körperlich besser, nachdem sie mehrere Male Luft geholt hatte, aber der seelische Druck und die Furcht waren nach wie vor da.

Du musst dich zusammenreißen. Du darfst um Himmels willen nicht die Nerven verlieren. Die andere will nur deine Panik. Zeig ihr nicht, wie es in dir aussieht…

Am Fenster lächelte die Fremde. Sie hatte den Mund in die Breite gezogen, die Stirn angehoben und in Falten gelegt. Und sie schaffte es, die besorgte Mutter zu spielen. Das Kind wurde in ihren Armen gewiegt, die Frau bereitete ihm Freude. Sie schaukelte es, sie küsste es sogar. Als die Lippen die Wange des Kindes berührten, schluchzte die wahre Mutter auf. Es kam ihr vor, als hätte man ihr selbst einen Kuss gegeben, und ihre eigene Haut schien zu brennen. Sie schloss die Augen. Das innere Feuer schäumte in ihr hoch.

Das ist nicht wahr! Das darf nicht wahr sein! Da werde ich noch verrückt, das Trugbild, das es nicht gibt. Eine Halluzination. Wenn ich die Augen wieder öffne, komme ich mir vor wie aus einem sehr tiefen Schlaf erwacht, und alles ist wieder normal.

Etwas kratzte an der Scheibe.

Ein Finger?

Das Geräusch peinigte Amy. Sie öffnete die Augen. Für einen Moment schaute sie hin.

Das Gesicht der Frau.

Mein Gott, es war nicht mehr das Gesicht. Es hatte sich verändert.

Es war zu einer widerlichen Fratze geworden. Nur mehr ein Monstrum, ein gefährliches. Ein Mund mit eitrigen, widerlichen Lippen.

Es war kaum zu fassen.

Und das Kind?

Es hielt beide Arme um die grässliche Fratze geschlungen. Ein Baby, das seine Mutter liebte.

Amy Lester konnte sich nicht mehr zurückhalten.

Sie schrie wie noch nie in ihrem Leben!

***

Gesichter umtanzten sie. Wort- und Satzfragmente drangen an ihre Ohren. Immer wieder wurde sie angesprochen, ohne dass sie richtig zuhörte. Sie hielt die Augen weit offen. Ob sie schrie, wusste sie nicht. Starke Hände hatten sich gegen ihre Schultern gelegt und drückten sie in das Bett zurück.

Angst schüttelte sie. Fieberschauer durchjagten ihren Körper. Vor ihr schwamm das Gesicht des Dr. Feldman. Neben ihm stand die Nachtschwester. Sie tat irgendetwas, das Amy nicht erkennen konnte. Wahrscheinlich zog sie eine Spritze auf.

»Beruhigen Sie sich, Mrs. Lester. Sie müssen sich um Himmels willen beruhigen…«

Dr. Feldman sprach zu ihr wie die Mutter zu einem kranken Kind.

Seine Stimme flößte Vertrauen ein. Bei Amy löste sich der Krampf, sie erschlaffte, allmählich wurde sie ruhiger, und mit beiden Händen umfasste sie den Unterarm des Arztes.

Dr. Feldman lächelte auf sie nieder. »Nun, wieder einigermaßen okay, Mrs. Lester?«

Amy sagte nichts. Sie wollte es, nur die Lippen zitterten. Scharfer Atem drang aus ihrem Mund. Sie bewegte die Augen und flüsterte unter Mühen. »Keine Spritze.«

»Es ist nur zu Ihrem Besten.«

»Ich will es nicht.«

Der Arzt lächelte. Er wollte sie damit beruhigen. »Sie wissen vielleicht nicht, was geschehen ist. Ihre Schreie haben uns alarmiert. Sie haben furchtbar geschrien und…«

»Das weiß ich ja.«

»Sie müssen einen schrecklichen Traum gehabt haben, Mrs. Lester.«

»Nein, kein Traum. Es war echt.«

»Bitte…«

Sie hielt die Hand des Arztes fester. »Glauben Sie mir, es ist kein Traum gewesen.«

Dr. Feldman nickte. »Okay, es war kein Traum. Dann sagen Sie mir bitte, was Sie so erschreckt hat.«

Amy drehte den Kopf, weil sie das Fenster sehen wollte. Es war noch vorhanden, nichts hatte sich verändert. Alles war so wunderbar, das Krankenhaus lag eingehüllt in einem wahren Netz der Ruhe. Hinter der Scheibe bewegte sich nichts, dort lag einzig und allein die tiefe Dunkelheit wie ein finsteres Gefängnis.

»Dort ist nichts, Mrs. Lester.«

»Nicht mehr«, flüsterte sie.

»Wie soll ich das verstehen? War dort etwas?«

Amy deutete ein Nicken. »Ja, Doktor, dort war etwas. Und das habe ich nicht geträumt. Sie können es mir glauben. Dort ist etwas gewesen, ich schwöre es.«

Dr. Feldman schlug die Beine übereinander. Er winkte der Nachtschwester zu. Die verstand die Geste und verließ das Zimmer, ohne der Patientin eine Spritze gegeben zu haben. »Was haben Sie hinter dem Fenster gesehen, Mrs. Lester?«

»Eine Gestalt, eine Frau…«

»Hier oben?«

»Ja.«

Der Arzt runzelte die Stirn. »Wir befinden uns im zweiten Stock. Es wäre sicherlich aufgefallen, wenn sich jemand eine Leiter genommen und sie an die Wand gelehnt hätte.«

»Es gab keine Leiter, Doktor. Die… die Frau schwebte in der Luft. Siebrauchte keinen festen Standplatz. Sie … sie hat es geschafft, in der Luft zu sein.«

»Ach ja?«

Amy merkte an der Reaktion des Mannes, dass dieser ihr nicht glaubte. Sie rang nach Atem, suchte die passenden Worte, und plötzlich strömte es aus ihr hervor. Sie erzählte ihm alles. Ihr Erinnerungsvermögen glich dabei einem Spiegel, der jedes Detail bewahrt hatte und nun wieder zurückgab.

Dr. Feldman unterbrach sie mit keinem Wort. Auch sein Gesicht blieb dabei ausdruckslos, deshalb wusste Amy Lester nicht, ob er ihr glaubte oder sie für eine Spinnerin hielt. Besonderen Wert legte sie darauf, dass die Hexe gekommen war, um ihr das zweite Kind zu präsentieren, und darauf kam sie noch einmal zurück.

»Es ist Jory gewesen, Jakes Zwillingsbruder. Sie hat ihn an die Scheibe gehalten.«

Dr. Feldman schwieg. Er war ratlos. Auf der einen Seite wusste er, dass Amy Lester Zwillingen das Leben geschenkt haben musste – schließlich hatte er mit ihrem Frauenarzt gesprochen –, aber er wollte nicht akzeptieren, dass eine Fremde hinter der Scheibe schwebend erschienen war und der Mutter ihren zweiten Sohn präsentiert hatte.

»Warum sagen Sie nichts, Doktor?«

Feldman hob die Schultern. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll.«

»Sie glauben mir noch immer nicht?«

Er wischte über seine Stirn und stellte fest, dass Schweiß auf seinen Handflächen zurückblieb. »Zumindest fällt es mir schwer, Ihre Geschichte nachzuvollziehen.«

Amy senkte den Blick. »Das weiß ich. Aber ich habe sie mir nicht aus den Fingern gesaugt. Die Frau und das Babywaren tatsächlich hinter der Scheibe. Daran hat sich nichts geändert. Ich weiß, was ich sah.«

Er nickte. »Versetzen Sie sich in meine Lage, Mrs. Lester. Wenn Ihnen jemand eine derartige Geschichte erzählt hatte, würden Sie ihm dann glauben?«

Amy überlegte. Sie bewegte ihre Handflächen über die Bettdecke vor und zurück. »Ich… ich habe keine Ahnung, wirklich nicht.«

»Wie lange sind Sie hier, Amy?«

»Zwei Wochen…?«

»Stimmt. Und Sie haben einiges hinter sich. Ich möchte es nicht noch einmal aufzählen, doch es sind Dinge geschehen, an denen andere zerbrochen wären. Sie sind es nicht, Amy. Sie haben sich tapfer geschlagen. Sie haben alles unter Kontrolle gehabt, dazu kann ich Ihnen nur gratulieren. Sie waren und Sie sind eine außergewöhnliche Patientin, aber Sie sind gleichzeitig auch nur ein Mensch, der Gefühle hat. Da unterscheiden Sie sich von keiner anderen Person. Tiefe Gefühle. Sie spüren Schmerz, Sie spüren Freude. Sie lieben Ihr Kind, und was Sie hinter sich haben, hat sich auch in Ihnen aufgestaut. Irgendwann einmal muss es einfach zum Durchbruch kommen, Amy. Das ist geschehen. Sie haben gegen das Fenster geschaut und hinter der Scheibe etwas gesehen, das es möglicherweise nicht in der Realität, sondern nur in Ihrer Fantasie gab. Das hat Sie fürchterlich erschreckt und…«

»Nein, so ist es nicht gewesen!« Amy hörte sich selbst schreien und ärgerte sich darüber. Wer schreit, der hat Unrecht, dachte sie. In diesem Fall konnte sie nicht anders. »Es war so, wie ich Ihnen sagte, Doktor. Sie war hinter der Scheibe. Sie schwebte, und sie hielt mein Kind, das sie mir bei der Geburt weggenommen haben muss. Es war allesperfekt organisiert. Jemand wollte mein Kind haben. Jemand wusste Bescheid. Ich weiß nicht, wer dahintersteckt, aber ich weiß, dass ich Jory nie vergessen werde. Immer werde ich an ihn denken, an die schreckliche Person, die sich in ein Monstrum verwandelte.«

Dr. Feldman hob die Schultern. »Möchten Sie, dass jemand den Rest der Nacht bei Ihnen bleibt?«

»Nein.«

»Gut. – Wenn sich etwas ereignen sollte, mit dem Sie nicht zurechtkommen, dann klingeln Sie bitte.«

»Ja«, flüsterte Amy.

»Versprochen?«

Sie nickte.

Dr. Feldman strich ihr über das Haar, bevor er sich erhob und das Zimmer verließ.

Amy blieb zurück. Sie schaute zu, wie die Tür hinter ihm ins Schloss fiel.

Ruhe breitete sich aus.

Wieder kam sich Amy vor wie auf einer Insel. Sie starrte ins Leere.

Schlaf würde sie nicht mehr finden können, dazu hatte sie zu viel erlebt.
Und noch etwas lag auf der Hand.
Diese Nacht würde eine der entscheidenden in ihrem Leben sein.
Daran glaubte sie fest. Eine Nacht, die Akzente für die Zukunft gesetzt hatte, und davor fürchtete sie sich.
Wieder schaute sie zum Fenster hin.
Als dunkler Ausschnitt hob er sich in der normalen Zimmerwand ab. Nichts war zu sehen. Die Dunkelheit lag dahinter wie blauschwarze Watte. Nichts erinnerte mehr an die schrecklichen Vorgänge. Wirklich nichts?
Etwas bewegte sich.
Ein Riss in der Finsternis.
Jemand schob sich bis dicht an die Scheibe heran. Ein Gesicht, das lachte.
Die Frau!
Diesmal war sie ohne Kind gekommen. Sie lachte lautlos, sie schwebte vor dem Fenster, und irgendwann hob sie die Hand. Ein Abschiedsgruß an die wahre Mutter.
Dann war sie weg.
Amy Lester fiel wieder zurück in das Kissen. Sie dachte an die Zukunft, die nie mehr so sein würde, wie Amy sie sich in ihren Träumen vorgestellt hatte.
Über ihrem Leben hing schon jetzt eine dunkle Wolke.

***

Gegenwart.
»Es wird Ihnen vorkommen wie ein James-Bond-Film, aber es ist keiner, sondern Realität, eingefangen durch eine Kamera, um der Welt zu erklären, worauf sie sich einzurichten hat.«
Mit diesen Worten war ich praktisch von meinem Chef empfangen worden, als ich wieder in London eingetroffen war, wobei ich noch immer unter dem Eindruck des letzten Falls stand, der mich stark mitgenommen hatte. Er war sehr schlimm und blutig gewesen, doch einen Erfolg hatte ich verbuchen können.
Massago, diesen dämonischen Engel, gab es nicht mehr. Zumindest ging ich davon aus, dass mein Kreuz ihn zerstört hatte. Von diesem Relikt aus der Vergangenheit wollte ich nichts mehr wissen.
»Worum geht es denn?« hatte ich meinen Freund und Kollegen Suko gefragt.
Ein Schulterheben war die Antwort gewesen.
Glenda wusste auch nicht Bescheid.
Zum Trost bekam ich von ihr den perfekten Kaffee. Selbst der schaffte es nicht, mich locker zu machen, aber er vertrieb meine

Müdigkeit etwas.
»Muss eine heiße Sache sein«, sagte Suko, als wir uns auf den Weg zum Vorführraum befanden. Er lag unter der Erde, tief im Schloss des Yard-Gebäudes. »Es ist nichts durchgedrungen, John. Geheimhaltungsstufe eins.«
»Das kann heiter werden.«
»Oder bewölkt.«
Ich hob die Schultern und verließ den Fahrstuhl als erster, um in die kahle Welt der langen Gänge einzutreten, die ein regelrechtes Labyrinth bildeten. Suko und ich waren oft genug hier unten gewesen, um uns nicht erst durchfragen zu müssen. Ein Fremder wäre in dem Labyrinth verloren gewesen.
Eine schalldichte Tür führte zum Eingang des Kino- und Videoraums. Ich öffnete sie und sah die Bankreihen vor mir. Die Leinwand schimmerte bleich wie die frisch gekalkte Mauer eines Kellers.
Ein Techniker drehte sich um, als er uns sah. Er stand im Hintergrund und hatte einen Film in den Apparat gespannt.
»Kein Video?« fragte ich ihn.
Der Mann im karierten Hemd schüttelte den Kopf. Er drehte die Rollen ein wenig nach vorn. »Nein, hier ist noch richtig konventionell gearbeitet worden.«
»Na ja, mal sehen.«
»Sie können sich in die erste Reihe setzen.«
»Sagte man früher dazu nicht Rasiersitz?« fragte Suko.
»Das liegt schon lange zurück. Hier brauchst du den Kopf nicht in den Nacken zu legen.« Ich klappte eine Sitzfläche nach unten und setzte mich auf das Holz. Auf ein Polster war verzichtet worden.
Auch mein Freund nahm Platz. Er schaute zu, wie ich mein Gesicht knetete. »Müde?«
»Ja, ziemlich. Sogar kaputt. Massago und alles, was um ihn herum passierte, hat mich geschafft.«
»Du hättest mich mitnehmen sollen.«
Ich winkte ab. »Es ist ja überstanden, jetzt warten wir auf andere Probleme.«
»Sir James wollte auch kommen.«
»Hoffentlich.« Ich drehte mich und schaute zur Tür. »Er hat geheimnisvoll getan. Was ist denn da im Busch? Hat er dir gegenüber nie eine Andeutung gemacht?«
»Nein, nur sehr allgemein. Er scheint von einer anderen Stelle Druck bekommen zu haben. Ich schätze, dass einige Typen ganz oben das Hosenflattern bekommen haben.«
»Geheimdienst?«
»Ist möglich.«
Ich streckte die Beine aus. »Sollte das zutreffen, müssen wir wieder

einmal die Kohlen für sie aus dem Feuer holen. Das gefällt mir überhaupt nicht.«

Suko hob die Schultern.

Ich sprach weiter. »Immer wenn es darum ging, hatte ich ein verdammt komisches Gefühl. So ein Brennen im Magen, verstehst du? ich kam mir vor, als hielte irgendwo im Hintergrund jemand eine Leine in der Hand, an der er uns führte.«

Die Tür öffnete sich, und Sir James betrat den Saal. Er nickte uns zu, kam aber nicht zu uns, sondern winkte den Vorführer zu sich heran.

Beide sprachen leise miteinander. Wirbekamen nicht viel mit. Sir James wollte wissen, ob alles eingestellt war.

»Der Film kann starten, Sir.«

»Gut, ich sage Ihnen dann Bescheid, wenn es so weit ist.« Seine Stimme klang lauter. »Noch etwas. Sie sind zur Geheimhaltung verpflichtet und wissen, was es bedeutet?«

»Es ist mir klar, Sir.«

»Danke.«

Suko und ich hatten uns angeschaut. Beide hoben wir die Schultern, denn wir kamen mit diesem Gespräch nicht zurecht. Eines jedenfalls stand fest. Hier ging es um eine Riesensache.

Sir James setzte sich neben mich. Er zog seine Hosenbeine höher, damit die scharfen Bügelfalten nicht ausleierten. Anschließend putzte er seine Brille. »Gespannt?«

»Und wie.«

»Fühlen Sie sich gut, John?«

Seltsam, dass er mir eine derartige Frage stellte. »Wenn ich ehrlich sein soll, ich habe mich schon besser gefühlt, Sir. Mir täten vier, bis fünf Mützen Schlaf gut. Wie ich das allerdings einschätze, ist es nicht drin.«

»Stimmt.«

»Worum geht es?«

»Werden Sie gleich sehen. Jedenfalls müssen wir uns um diesen Fall kümmern. Dieser Film, der gleich hier ablaufen wird, ist unter Lebensgefahr außer Landes und zu uns geschmuggelt worden.«

»Haben Sie ihn schon gesehen?« erkundigte sich Suko.

»Ja, im kleinen Kreis.«

»Und?«

»Ich war geschockt.«

»Hat der Film auch einen Titel?« wollte ich wissen.

Sir James nickte. »Mister Amok.«

Ich sagte erst mal nichts. Auch Suko schaute ziemlich betreten auf seine Schuhe. Dieser Titel hörte sich nach Gewalt, Tod und Kampf an. Ich wollte meinem Chef noch weitere Fragen stellen, er hatte sich bereits gedreht und seine ausgestreckte Hand gekippt.

Es war das Zeichen für den Vorführer.
Das Licht erlosch.
Hinter uns hörten wir das leise Summen des Filmapparates. Ansonsten blieb es still. Auch auf der Leinwand tat sich noch nichts, ein paar helle Flecken huschten darüber hinweg, Streifen erschienen wie zitternde Spinnenbeine, eine Zahlenreihe zählte von zehn an abwärts, und Sir James flüsterte: »Der Film ist ohne Ton.«
Schon erschien das erste Bild.
Es war eine Ruinenstadt irgendwo in einer wüstenähnlichen Landschaft. Ich tippte auf Afrika oder den Orient. Es konnte aber auch in den Staaten sein.
Die Aufnahmen waren von einem Hubschrauber aus gemacht worden.
Die Perspektive wechselte.
Kein Weitwinkel mehr, denn die Kamera fuhr näher auf die Ruinenstadt zu.
Sie war belebt.
Soldaten schlichen umher. Die Männer waren schwer bewaffnet, auch dunkelhäutiger. Orientalen, Araber, in khakifarbenen Kampfanzügen. Sie verhielten sich nicht normal, denn sie sahen aus, als durchsuchten sie die Ruinenstadt. Die Gebäude waren zerstört, wirkten wie zerbombt. Eine Übungsstätte für Soldaten.
Sir James gab einen Kommentar ab.
»Diese Soldaten wissen nicht, was auf sie zukommt. Der Informant berichtete, dass sie keine echten Soldaten sind, sondern Gefangene, die man kurzerhand in eine Uniform gesteckt hat. Man hat ihnen sogar die Freiheit versprochen, wenn die Sache hier hinter ihnen liegt.«
Ich ahnte schon, worauf alles hinauslief. »Zu dieser Freiheit wird es sicherlich nicht kommen, denke ich.«
»Genau.«
Wir schauten hin.
Es war heiß in diesem Gebäude. Die Sonne brannte hernieder.
Staub wehte zwischen den Mauern. Feiner Sand sprühte wie Wasser aus der Dusche.
Sechs Soldaten hatte ich gezählt. Einer von ihnen führte den Spähtrupp, und er erreichte auch als Erster das Ziel. Es war so etwas wie ein Innenhof, umgeben von drei Mauern, die eine unterschiedliche Höhe aufwiesen.
Auf dem Hof blieben sie stehen.
Obwohl sie angeblich keine ausgebildeten Soldaten waren, benahmen sie sich entsprechend. Sie konnten keine richtige Deckung finden, aber sie sorgten dafür, dass sie rücklings nicht mehr angegriffen wurden. Sie hielten die Waffen schussbereit und bewegten sich vorsichtig im

Halbkreis, immer darauf bedacht, dass plötzlich ein Gegner erschien.

Noch blieb es ruhig.

Von keiner Seite erfolgte ein Angriff. Auch auf den breiten Mauerresten bewegte sich niemand. Wir schauten aus der Distanz zu. Der Film war nicht durch einen Ton untermalt worden, keine Musik hätte die Spannung antreiben können, dennoch kam etwas rüber. Es war das Gefühl der Spannung, das uns in seinen Klauen hielt, als hätte ein unsichtbarer Krake die Arme ausgebreitet.

Meine Hände waren feucht geworden. Irgendetwas würde passieren, das stand fest.

Der neben mir sitzende Sir James atmete schnaufend durch die Nase. Er rückte abermals die Brille zurecht, dann nickte er, und in diesem Augenblick sah man auf der Leinwand, dass sich der Boden öffnete.

Jemand kam.

Das wussten auch die Soldaten. Blitzartig hatten sie ihre Stellungen verändert. Die sich öffnende Luke befand sich genau in ihrer Mitte. Sie waren kampfbereit. Die Gewehre hatten sie gesenkt, und mehrere Mündungen zielten auf den immer größer werdenden Spalt.

Sekunden vergingen.

Wir hielten den Atem an. Ich zuckte kurz mit den Augen, als ich die Hand, den Arm und dann einen Teil der Schulter sah, die sich durch den Spalt ins Freie schob.

Die Öffnung war wenig später groß genug, um einen Menschen hindurchzulassen.

Er kam auch.

Er war zu sehen.

Einer der Soldaten sprach ihn an. Wir hörten ihn zwar nicht, sahen nur, wie er den Mund bewegte.

Die Gestalt, die aus der Tiefe kam, kletterte, kümmerte sich nicht darum. Sie drückte die Luke so weit hoch, dass diese zu Boden schlug.

Freie Bahn für ihn.

Wir trauten unseren Augen nicht, als wir sahen, welche Gestalt da hervorkroch. Es war ein Monstrum, grau, haarlos, ein nackter Oberkörper, der aussah, als wäre er mit Staub gepudert worden, ein Kopf, der uns mehr an einen Totenschädel erinnerte. Der breite Mund war zu einem Grinsen verzogen.

Und hinzu kam die Bewaffnung.

Mit beiden Händen hielt er eine maschinengewehrähnliche Waffe fest, die einen sehr langen Lauf aufwies, neben einem halbrunden Magazin, das an eine russische Kalaschnikow erinnerte.

Noch einmal wurde der Mann angesprochen.

Er kümmerte sich nicht darum.

Dann schossen die anderen.

Wir hörten nichts. Der Film lief in einer stummen Grausamkeit vor

uns ab.

Die Kugeln schlugen in den Körper der mächtigen Gestalt. Sie hätten den Mann fällen müssen, doch er wurde von den Einschlägen nur durchgeschüttelt und ging weiter.

Es gab keine Wunden, es floss kein Blut, so wie er sah ein Unbesiegbarer aus.

Aber er ließ sich nicht alles gefallen. Er schoss zurück.

Und wir erlebten die Hölle.

Die Waffe in seiner Hand schien zu explodieren. Er selbst bewegte sich traumhaft sicher, fand schließlich an einer Mauer seitlich Deckung und schoss weiter.

Die Soldaten überlebten nicht.

Sie leisteten nicht einmal Gegenwehr. Mister Amok kannte kein Pardon. Er schoss, obwohl er selbst getroffen war, und er hörte erst auf, als die Soldaten regungslos am Boden lagen. Keiner von ihnen hatte diesen brutalen Überfall überlebt.

Sechs Leichen lagen verstreut auf dem staubigen Boden der Ruine.

Meine Müdigkeit war nicht mehr vorhanden. Innerlich kochte ich.

Mein Körper war von einem Schweißfilm bedeckt, und meine Hände fühlten sich glatt und nass an. Jeder Mensch, der so etwas sah, musste bei diesem Anblick ausflippen. Neben mir räusperte sich Sir James. Es sagte nichts, sondern schaute weiter auf die Leinwand, wo sich Mister Amok schlangengleich zur Seite bewegte und mit der schweren Waffe jetzt in die Höhe wies. Er hatte einen mächtigen Körper und erinnerte mich irgendwie an Arnold Schwarzenegger.

Der Mann ging weiter. Er verließ die Ruine. Die Kamera nahm eine andere Position ein. Sie filmte wieder von oben und glotzte dort wie ein Auge auf ihn nieder.

Welche Kraft in dieser Gestalt steckte, bewies sie mit den nächsten Schritten, die sie federnd setzte, um dann mit einem einzigen Sprung über eine Mauer hinwegzusetzen.

Außerhalb der Ruine landete er auf dem Boden. Er duckte sich, schaute sich um, suchte nach weiteren Gegnern, die nicht mehr vorhanden waren. Seine leer wirkenden Augen glotzten einzig und allein in die endlose Weite der Wüstenlandschaft.

Dann ging er vor.

Auch aus dieser Höhe wirkte seine Gestalt mächtig. Er war größer als ein normal gewachsener Mensch, eine graue Gestalt, die in dieser staubigen Wüste kaum auffiel und sich wie ein roboterartiger Schatten weiterbewegte.

Wind wehte über das flache Gelände. Er schaufelte den Staub und auch den Sand in die Höhe, schleuderte beides wie eine zitternde Wand gegen die einsame Gestalt, die sich durch dieses Hindernis nicht aufhalten ließ und ihren Weg fortführte.

Irgendwann war sie nicht mehr zu sehen. Noch einmal schwenkte die Kamera auf die Stätte des Todes. Da wurde das Teleobjektiv eingesetzt und holte die sechs Leichen sehr nahe heran.

Beinahe wie eine Warnung. Oder wie ein Versprechen. Uns war dies im Prinzip egal.

»Das ist es gewesen«, sagte Sir James und stand auf. »Kommen Sie mit in mein Büro.«

Auch wir erhoben uns. Die Hose klebte mir an den Oberschenkeln fest. Ich fing Sukos Blick auf. In ihm lag alles, nur kein Optimismus.

Auch ich fühlte mich verdammt schlecht und dachte daran, dass diese Gestalt den Namen Mister Amok nicht grundlos erhalten hatte…

***

Wieder im Büro unseres Chefs. Wir hatten auf dem Weg dorthin kaum ein Wort gesprochen. Den doppelten Whisky hatte ich nicht abgelehnt. Glenda hatte uns frischen Kaffee gebracht und kein Wort gesagt, als sie unsere Gesichter gesehen hatte.

Als sie verschwunden war, goss ich den Whisky in den Kaffee und rührte ihn um. Ich brauchte irgendeine Beschäftigung, auch wollte ich nicht der erste sein, der etwas sagte, denn die Nachwirkungen des Films hatten mich irgendwie taub gemacht.

»Er hätte tot sein müssen!« stellte Sir James fest.

Genau das war das Problem. Ich trank einen Schluck Kaffee. Von dem Whisky hatte er den besonderen Geschmack bekommen und rann wie ein heißer Strom aus Lava durch meine Kehle.

»Er war es nicht«, sagte der Superintendent wieder.

»Richtig«, murmelte Suko.

»Was kann das nur bedeuten?«

Suko sprach weiter. »Entweder haben wir es mit einem Roboter zu tun.«

»Er war es nicht«, sagte der Superintendent wieder.

»Richtig«, murmelte Suko.

»Was kann das nur bedeuten?«

Suko sprach weiter. »Entweder haben wir es mit einem Roboter zu tun oder mit einem Zombie der ganz besonderen Art.«

»Worauf tippen Sie?«

»Auf die zweite Möglichkeit.«

»Und Sie, John?«

»Ebenfalls, aber sicher bin ich mir nicht.«

»Wer kann hier schon sicher sein?« murmelte Sir James. »Was wir erlebt haben, ist so ungeheuerlich, dass es mir die Sprache verschlagen hat. Ich komme da einfach nicht mit. Ich bin… ich bin … nicht eben am Ende, aber ich weiß, dass eine gewaltige Gefahr auf uns zukommen wird, wenn wir ihn nicht stoppen.«

Ich hob den Blick. Sir James saß hinter seinem Schreibtisch, als wollte er jeden Augenblick in die Höhe springen. »Wir sollen ihn stoppen, Sir?«

»Das ist unsere Aufgabe.«

»Wer hat es in die Wege geleitet?«

»Es kam von ganz oben. Verständlicherweise ist man dort mehr als beunruhigt.«

»Das kann ich verstehen, nur müssten wir mehr wissen, denke ich. Oder gibt es keine Informationen über ihn?«

»Wenige, aber die reichen aus.« Sir James lehnte sich zurück. Er trank zweimal von seinem kohlensäurefreien Wasser. »Dieser Film wurde auf gefährlichen Umwegen in unser Land geschmuggelt. Nichts ist gestellt, alles ist echt, davon müssen wir ausgehen. Es gibt diesen Mister Amok.«

»Für wen arbeitet er?«

Sir James hob die Schultern. »Ich kann es Ihnen nicht sagen. Ich denkemir, dass er ein Söldner ist, auf den irgendwelche Terrorgruppen zurückgreifen. Diese Aufnahmen sind in einem versteckten Camp gedreht worden. Wie der Film in die Hände des israelischen Geheimdienstes Mossad gelangte, weiß ich nicht. Ich will es auch nicht wissen, jedenfalls stellte dieser Mann eine irrsinnige Gefahr dar. Mir ist nicht bekannt, ob er schon getötet hat, aber wir wissen, dass er seinen Aufenthaltsort gewechselt hat. So weit uns bekannt ist, hat er den anderen Kontinent verlassen und sich nach Europa begeben.«

»England?«

Sir James nickte uns zu.

Ich enthielt mich eines Kommentars und trank von meinem veredelten Kaffee. Dabei konnte ich den kalten Schauer nicht vermeiden, der meinen Rücken hinabrann. Wieder tauchte der Innenhof mit seinen toten Soldaten vor meinem geistigen Auge auf.

Ich schwitzte und überlegte, welches Motiv diesen Menschen dazu getrieben haben könnte, der Insel einen Besuch abzustatten.

Suko hatte sich mit den gleichen Gedanken beschäftigt und stellte auch die entsprechende Frage: »Können Sie sich vorstellen, Sir, wer ihn angeheuert hat?«

»Konkret nicht.«

»Eine Terrorbande.«

»Ist möglich.«

»IRA?« fragte ich.

Der Superintendent hob die Schultern. »Wissen Sie, John, wir wissen vieles, und wir wissen gar nichts. Fest steht nur, dass er sich in unserem Land aufhält und wir ihn stoppen müssen.«

Wir schauten beide auf. »Was heißt das?«

Unser Chef lächelte. »Ich will es Ihnen sagen. Ich erwarte noch heute

einen Anruf. Man wird mir sagen, wo Sie ihn finden können. Die Fahndung hat Erfolg gehabt, denke ich.«

Meine rechte Hand hatte bereits die Kaffeetasse berührt. Ich hob sie allerdings nicht an, sondern ließ sie auf ihrem Untersatz stehen.

Auch Suko war zu einem Denkmal geworden. »Stimmt das wirklich, oder sind Ihre Informanten auf einen Bluff hereingefallen?«

»Nein, das glaube ich nicht.« Sir James trank wieder. »Sie haben ein dichtes Netz gezogen.« Er lächelte sparsam. »Manchmal sind die gewissen Dienste schon gut.«

»Haben die denn auch über das Motiv etwas herausgefunden?« erkundigte ich mich.

»Nein.«

»Er kommt und killt.«

»Das wird er versuchen.«

»Wen könnte er töten?«

Sir James hob die Schultern. »Denken Sie an die zahlreichen Krisenherde in der Welt. Gerade die Engländer und Amerikaner sind die unbeliebtesten. Der Auftrag, nehme ich an, wird aus einem arabischen Staat gekommen sein. Unser Glück ist, dass Mister Amok eine auffällige Erscheinung ist. Die Mitarbeiter unserer Geheimdienste kennen sich aus. Sie wissen, wo sie den Hebel ansetzen müssen.«

»Wenn es so weit ist, werden wir zuschlagen, denke ich.«

»Ja.«

»Wirklich toll.«

Sir James hob die Schultern. »Sie können es drehen und wenden wie Sie wollen. Wenn er ein Zombie ist, dann sind wir gefordert. Ich würde ihn sogar alseinen Superzombie bezeichnen und nicht als eine lebende Leiche, die mal eben ihr Grab verlassen hat, um einige Menschen auf dem nächtlichen Friedhof zu erschrecken. Da steckt schon mehr dahinter, darauf können Sie sich verlassen.«

Ich nickte. »Das denke ich auch. Wenn ich mir überlege, dass man ihn mit Blei regelrecht vollgepumpt hat, wir kein Blut sahen, er immer weitermachte, dann…« Ich schüttelte den Kopf und winkte mit beiden Händen ab. »Es ist einfach furchtbar.«

Suko stellte eine berechtigte Frage. »Reichen bei ihm geweihte Silberkugeln aus?«

»Das können wir nur hoffen.«

»Ist mir zu wenig«, sagte Suko.

Das war es mir auch. Deshalb fragte ich: »Siehst du eine andere Möglichkeit?«

»Das Kreuz.«

»Dazu müssten wir näher an ihn heran.«

»Wie wäre es denn mit Ihrem Bumerang, John?« Sir James stellte die Frage lächelnd.

Ich schaute ihn an. Er nickte. »John, die Frage habe ich ernst gemeint.«

Ich ball die rechte Hand zur Faust. »Sie haben Recht. Wenn ihn eine Waffe töten könnte, dann der Bumerang.«

»Nicht so voreilig«, warnte Suko. »Erst einmal müssen wir ihn haben. Leicht wird er sich nicht einfangen lassen, das steht fest.«

Sir James winkte ab. »Noch ist alles in der Schwebe«, erklärte er.

»Ich erwarte einen Anruf. Danach sehen wir weiter. Noch etwas, Gentlemen. Sie müssen sich darauf einstellen, ihm allein gegenüberzustehen. Sie zwei gegen ihn.«

Mein Grinsen fiel säuerlich aus. »Dashaben wir uns beinahe gedacht, Sir. Wichtig ist, dass wir…«

Diesmal unterbrach mich das Telefon. Zu dritt saßen wir für einen Moment bewegungslos. Für uns war es zu sehen, wie Sir James den Speichel schluckte. Er wischte über seine Stirn. Selten hatten wir ihn so nervös gesehen. Nach dem dritten Tuten hob er ab.

In den nächsten Minuten hörte er zu, machte einige Notizen, stellte den Lautsprecher allerdings nicht ein. Wir konnten die Stimme des Anrufers zwar hören, doch leider nicht verstehen, was er sagte.

Dafür sprach unser Chef. »Sind Sie sicher? Haben Sie sich nicht getäuscht?«

»Nein!«

Die Antwort hörten wir sogar.

»Das… das unmöglich …« Sir James stellte die Mithöranlage ein.

Wir spitzen unsere Ohren. Die Stimme klang neutral und irgendwo auch blechern. »Das haben wir uns auch gedacht. Nur gibt es keinen Zweifel. Er hat sich die Tarnung aufgebaut, und er muss dies schon seit längerer Zeit getan haben. Er führt zwei Leben. Zeit genug hat er dafür.«

»Ist schon gut.«

»Wir sind zwar in der Nähe, aber wir werden nicht eingreifen. In den nächsten Tagen überlassen wir alles Ihren Leuten, Sir James. Wünschen wir uns, dass wir Glück haben.«

»Ja, das gebe Gott«, flüsterte Sir James. Der Superintendent atmete keuchend aus, als läge eine gewaltige Last auf seinem Brustkorb. Er tupfte mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn, räusperte sich und schaute uns sehr ernst an.

»Es ist unglaublich, aber ich muss diesen Leuten glauben. Sie haben sich nicht geirrt.«

»Wobei nicht geirrt?« fragte ich.

»Sie haben ihn erwischt. Sie wissen, wo er sich aufhält. Und er benimmt sich wie ein normaler Mensch. Das heißt, er hat sogar einen Beruf, dem er nachgeht.«

»Welchen denn?«

»John – er ist Lehrer!«

Nach dieser Antwort hatte ich den Eindruck, ins Bodenlose zu stürzen. Plötzlich war kein Stuhl mehr da, auf dem ich Halt gefunden hatte. Das Blut schoss mir ins Gesicht, und der Eindruck, wegzuschwimmen, verstärkte sich noch.

Wie aus weiter Ferne hörte ich Sukos geflüsterte Frage. »Mister Amok ist Lehrer?«

Sir James nickte. Er konnte plötzlich nicht mehr sprechen. Das hatten wir bei ihm so gut wie nie erlebt. Er musste völlig von der Rolle sein, riss sich aber zusammen.

Ich war wieder da, auch wenn sich in meinem Kopf die schrecklichen Vorstellungen tummelten. Lehrer an einer Schule. Kinder in der Hand dieser Bestie. Das konnte und durfte nicht sein. Unser Geheimdienst musste sich geirrt haben.

Hatte er das wirklich?

Ich konnte und wollte nicht so recht daran glauben. Wenn diese Typen recherchierten, dann taten sie es richtig. Dann gab es für sie kein Halten mehr.

Mister Amok war Lehrer, er unterrichtete Kinder. Ein mehrfacher Killer sollte jungen, heranwachsenden Menschen den Weg ins spätere Leben ebnen. Das war kaum zu fassen, da musste man einfach durchdrehen, und ich spürte, wie sich mein Magen allmählich umdrehte und sich verformte, als wäre er eine handgroße Rolle Stacheldraht.

»Wenn er Lehrer ist, dann muss er an einer Schule unterrichten«, sagte Suko. »Die muss irgendwo sein. Hat man Ihnen gesagt, Sir James, wo er lebt?«

»Natürlich. Nicht hier in London. Er unterrichtete in Ardley.«

»Wo ist das denn?« fragte Suko. Er schaute mich an, doch ich wusste es auch nicht.

»Die kleine Stadt liegt nördlich von Oxford. Sie müssen nicht mal weit fahren«, erklärte Sir James. »Es fällt mir nicht leicht, ich aber würde sagen: Starten Sie bitte noch heute. Ich gebe Ihnen noch den Namen der Schule. Alles weitere liegt in ihren Händen und denen des Allmächtigen…«

***

Damals

Mehr als zehn Jahre waren vergangen, und Amy Lester hatte sich eigentlich daran gewöhnt, als Witwe durchs Leben zu gehen. Ihre gesamte Liebe hatte ihrem Sohn Jake gegolten. Auch wenn es immer wieder Männer versucht hatten, die junge Frau zu heiraten, sie hatte alle Angebote abgelehnt. Sam konnte niemand das Wasser reichen.

Einen Job hatte sie auch gefunden. Sie arbeitete in eine der großen

Uni-Bibliotheken als Archivarin. Die Arbeit machte ihr Spaß, sie kam mit vielen Menschen zusammen, sie hörte viel, es gab immer wieder interessante Gespräche, und die Studenten und Studentinnen hatten zu ihr so etwas wie ein Vertrauensverhältnis aufgebaut, denn oft genug berichteten sie von ihren Sorgen und Nöten, um sich bei Mrs. Lester den nötigen Rat zu holen.

Sie war eine Frau, die mit beiden Beinen im Leben stand und nicht so abgehoben hatte wie die meisten Wissenschaftler, und Amy freute sich, wenn sie Ratschläge erteilen konnte, die anschließend auch befolgt wurden.

Das war die eine Seite ihres Lebens, die andere jedoch hieß Jake.

Ihrem Sohn schenkte sie ihre gesamte Liebe, und der Junge hatte sich prächtig entwickelt. Er gehörte in der Schule zu den besten, war sogar zum Klassensprecher gewählt worden, und seine Mutter war stolz auf ihn. Manchmal jedoch lag sie im Bett und weinte. Dann dachte sie daran, wie schön es doch gewesen wäre, wenn Sam das alles mitbekommen hätte. Aber Sam war tot.

Manchmal stellte sie sich vor, dass er auf einer Wolke weit, weit über ihr saß, auf sie herabschaute und zufrieden lächelte, wenn er die Entwicklung seines Sohnes Jake sah. Hin und wieder sprach Amy mit ihm. Sie vertraute ihm ihre Sorgen an, und sie hatte dabei stets das Gefühl, von ihm verstanden zu werden und auch Antwort zu bekommen.

Die schreckliche Frau hatte sie zwar nicht vergessen, aber die Erinnerung an sie war ziemlich verblasst. Hinzu kam, dass sie ihrem Sohn nichts von seinem Zwillingsbruder erzählt hatte. Jake wusste nur, dass sein Vater verunglückt war. Er liebte ihn trotzdem. Weshalb hätte er sonst seine Bilder im Zimmer aufgestellt?

Durch Beziehungen war es ihr gelungen, ein kleines Haus zu pachten. Es stand auf dem Land, das der Universität gehörte, und ganz in der Nähe befand sich der Oxford-Kanal. Er bildete praktisch die westliche Grenze des Grundstücks.

An diesem Freitag wollte Amy nicht bis zum Feierabend durcharbeiten. Jake hatte Geburtstag. Er wurde genau zwölf Jahre alt, und jeden Geburtstag feierten die beiden.

Sie gingen dann aus, gönnten sich ein feines Essen, und Jake kriegte immer ein Eis. Dann sprachen sie auch von früher.

Kurz vor Schulschluss machte auch sie Feierabend, stieg in ihren kleinen Morris und fuhr zur Schule, um Jake abzuholen.

Die Schule, ein roter Backsteinbau, lag etwas außerhalb. Sie war von einer Grünfläche umgeben.

Mit dem Wagen konnte sie nicht bis an die Schule heranfahren, deshalb stellte sie sich auf den Parkplatz, von dem aus eine Stichstraße – umsäumt von Büschen – bis an den Schulhof

heranführte.

Die Kinder lebten wie auf einer kleinen Insel. Sie fühlten sich wohl. Die Großstadt hatte diese Gegend mit ihrem Pestatem noch nicht erreicht. Oxford bestand eben aus viel Tradition, hier lebte man noch sehr britisch, war konservativ, und sowieso war die gesamte Stadt von der berühmten Universität geprägt.

Ihre Gedanken glitten zurück. Zwangsläufig erinnerte sich Amy an Tagen wie diesem an die Geburt ihres Sohnes. Sie saß hinter dem Lenkrad, hatte den Sitz etwas zurückgekippt und betrachtete die Windschutzscheibe. In ihr spiegelten sich die Bäume und Büsche.

Der leichte Wind strich über und zwischen sie hinweg. Durch Lücken lugten die Strahlen der Sonne. Sie tupften gegen den Boden, sie vergoldeten das Blattwerk. Dieser Tag hielt keinen Vergleich zu dem stand, als das Schreckliche geschehen war und Jake gleichzeitig das Licht der Welt erblickt hatte.

Trotz allem glaubte Amy Lester an die Gerechtigkeit des Schicksals. Es hatte ihr durch Jake einen wunderbaren Jungen zugeteilt, was gar nicht so normal war. Oft genug lief so etwas anders herum.

Da wurden die Kinder zu kleinen Biestern, die ihren Eltern viel Ärger bereiteten.

Nicht Jake.

Natürlich war er kein Wunderkind. Auch er hatte seine Ecken und Kanten. Man konnte ihn nicht eben als pflegeleicht bezeichnen, aber mit seiner Mutter kam er sehr gut zurecht. Amy hatte auch darauf geachtet, ihn nicht zu beherrschen. Sie ließ ihm viele Freiheiten und führte ihn mehr an der langen Leine.

Zwölf Jahre waren seit der Geburt vergangen. Die Zeit war auch nicht stehen geblieben. Vieles hatte sich verändert. 1980 war der Beginn eines neuen Jahrzehnts, und wenn sie überlegte, waren es nur mehr zwanzig Jahre bis zur Jahrtausendwende.

Amy schüttelte sich, als sie daran dachte. Wie schnell doch die Zeit vergangen war. Sie schaute in den Innenspiegel und betrachtete ihr Gesicht. Die Dreißig hatte sie überschritten. Amy war froh, dass man ihr trotz zahlreicher Sorgen das Alter nicht ansah. Noch immer wirkte sie jugendlich und frisch. Sie konnte sich durchaus mit einer Studentin aus einem der letzten Semester vergleichen. Das Haar trug sie halblang, leicht wellig. In den letzten Jahren war es etwas heller geworden, irgendwann würde es vielleicht grau werden. Sie hatte sich vorgenommen, ihr Alter mit Fassung zu tragen.

Der Mund war noch immer sehr schön. Im Spiegel lächelte sie sich zu, und sie hatte das Gefühl, als würde neben ihrem Gesicht der blasse Schatten eines anderen schweben.

Sam lächelte ihr zu. Ja, er lächelte, und er fand es gut, wie sie das Leben meisterte.

Ein Kloß breitete sich in ihrem Magen aus. Scharf atmete sie durch die Nase, um die Tränen zu unterdrücken. Nicht jetzt, lieber später.

Was sollte ihr Sohn sagen, wenn er die Mutter an seinem Festtag mit verheulten Augen im Auto hocken sah? In der Nacht würde sie bestimmt mit Sam »sprechen«. Sie würde ihn fragen, was wohl zu tun war. Das hatte sie des Öfteren getan, und nach diesen »Gesprächen« war sie immer zufrieden gewesen.

Amy rückte den Spiegel wieder an die richtige Stelle und schaute gegen die Scheibe. Dort zeichnete sich noch immer das Grün der Parkplatzumrandung ab.

Sie schaute auf die Uhr.

In drei Minuten würden die Kinder aus der Schule stürmen. Sie lächelte, wenn sie an die glänzenden Augen ihres Sohnes dachte, denn Jake freute sich wie wahnsinnig auf seinen Geburtstag.

Die Ruhe auf dem kleinen Parkplatz war dahin. Immer mehr Mütter kamen, um ihre Kinder abzuholen. Einige mit Autos, andere zu Fuß.

Eine Bewegung lenkte Amy ab. Unwillkürlich schaute sie hin.

Da stand die Frau.

Unbeweglich. Grau im Gesicht, strähniges Haar, das Gesicht zu einem grausamen Lächeln verzogen. Die Augen waren starr, schimmerten sie vielleicht rötlich?

Amy ballte die Hände zu Fäusten zusammen. Sie stützte sich zu beiden Seiten des Sitzes auf. Plötzlich war ihr eiskalt geworden, und die Erinnerungenkehrten mit der brutalen Wucht eines Hammerschlags zurück.

Es war die Frau vom Fenster. Die Hexe, die ihren zweiten Sohn geraubt hatte.

Jahrelang hatte Amy diese Person nicht gesehen. Jetzt aber war sie erschienen. Ein böses Trugbild, eine schreckliche Erinnerung an weniger gute Zeiten.

Die andere Person, deren Name sie nicht einmal kannte, bewegte sich nicht. Sie war einfach nur da, und sie hatte ihren Blick direkt auf das Fahrzeug gerichtet.

Amy Lester fror. Ein kalter Strom drang über und durch ihren Körper. In diesem Augenblick hatte sie alles vergessen, die Vergangenheit war wieder lebendig geworden, und sie ahnte in dieser schrecklich langen Minute, dass sie zurückkehren würde.

Vielleicht stärker als zuvor.

Vielleicht mit Jory…?

Amy stöhnte auf. Angst schüttelte sie. Beide Hände wollte sie gegen ihr Gesicht pressen, um diesem Anblick zu entkommen. Das schaffte sie nicht, denn sie fühlte sich wie gelähmt.

Jemand klopfte seitlich an die Scheibe.

Amy rührte sich nicht.

Noch einmal das Klopfen. Dann wurde die Beifahrertür schwungvoll aufgerissen.

»Mummy, Mummy!« Jakes helle Stimme durchbrach die düstere Welt der Amy Lester.

Noch einmal schaute sie nach vorn, aber die Büsche dort bewegten sich nicht. Sie war allein, nur der Wind spielte mit den Blättern. Von der Gestalt war nichts zu sehen. Hatte sie sich geirrt? War sie irgendwie schon verrückt geworden?

Amy wusste es nicht. Die Vergangenheit war einfach zu stark gewesen. Schlimme Eindrücke hatten sie erwischt, und sie fühlte sich wie gerädert.

Jake stieg in den Wagen und rüttelte an ihrer Schulter. »He, Mummy, was ist denn mit dir? Bist du eingeschlafen?«

Unbewusst hatte er ihr genau die Ausrede in den Mund gelegt, die sie brauchte. »Ja, mein Schatz, du hast Recht gehabt. Ich habe geschlafen.« Zuerst wischte sie über ihre Augen, dann drückte sie sich nach links und umarmte Jake.

Der war überrascht. Es war ihm zwar nicht unangenehm, von seiner Mutter gedrückt zu werden, aber was sollten die Klassenkameraden sagen, die in der Nähe standen und feixten? Schließlich war man mit zwölf Jahren beinahe schon ein Mann.

»Danke, Mummy, aber…«

»Geht es dir gut?«

»Ja, Mummy.«

Sie drückte ihn wieder von sich. In ihren Augen schimmerten Tränen.

»Warum weinst du denn? Hast du wieder an Dad gedacht?«

Amy nickte. »Ja, ich habe an Dad gedacht, und ich wäre glücklich, wenn er deinen Geburtstag hätte erleben können.«

»Er schaut doch zu.«

Sie streichelte seine Wangen. »Du bist lieb.«

Jake glich Sam. Er hatte seine Gesichtszüge, zwar etwas weicher, aber es war zu sehen, wer sein Vater war. Er hatte auch die gleiche hohe und leicht eckige Stirn wie Sam. Dies hatte ihn so männlich aussehen lassen. In einigen Jahren würde Jake immer mehr zu einem Abziehbild seines Vaters werden. Es tat ihr gut, dies zu wissen.

»Sollen wir fahren?«

»Willst du denn?«

»Klar, Mum, ich habe Hunger und Durst.«

»Und dann?«

»Gehen wir noch ins Kino. Hast du mir versprochen.«

»Das Versprechen halte ich auch.«

Sie startete den Motor. Tief atmete sie durch. Bevor Amy rückwärts aus der Parktasche fuhr, schaute sie noch in den Innenspiegel.

Nichts zu sehen, von dieser anderen Frau. Auch vorn hatte sie sich

nicht hingestellt. Die Namenlose war wie in Spuk gekommen und ebenso wieder verschwunden.

Der Morris fuhr an. Sanft rollte er rückwärts. Der Parkplatz war so gut wie leer. Amy und ihr Sohn rollten als Letzte von dem Gelände.

Wenn sie Jake einen Gefallen tun wollte, dann mussten sie zu einem Italiener fahren. Das war für Jake stets eine Offenbarung. Er aß gern Nudeln und Pizza, konnte Massen vertilgen.

Der Junge wusste nicht, wohin sie fuhren. Er berichtete während der Fahrt von seinen Stunden in der Schule, plapperte munter drauflos und erzählte, dass alle Lehrer ihm gratuliert hätten. Sie wären so nett gewesen, sie hätten ihm alles Gute gewünscht, sie waren irgendwo toll drauf gewesen, und hätten sich für ihn mitgefreut.

»Sogar gesungen haben alle.«

»Ehrlich?«

»Ja, Mummy.«

Amy lachte. »Was haben Sie denn gesungen?«

»Mehrere Lieder sogar. Nicht nur immer Happy Birthday, sondern auch andere.«

»Toll.«

»Sogar etwas geschenkt haben sie mir.«

»Was denn?«

»Das weiß ich noch nicht. Ich habe es nicht ausgepackt. Das ist noch in der Tasche.«

»Dann bin ich mal gespannt.«

»Kannst du auch sein, Mummy.« Er bewegte sich hopsend auf dem Sitz. An einer Ampel mussten sie halten. Amy strich über die rote Wange ihres Sohnes. Das war sein Tag. Da sollte er seine große Freude haben.

Sie wartete.

Wenig später gerieten sie in einen Kreisverkehr. Ein anderer Wagen überholte sie. Es war ein beigefarbener Ford. Wie zufällig warf Amy einen Blick aus dem Fenster gegen den anderen Wagen.

Hinter dem Lenkrad saß eine Frau.

Bleich und grau.

Es war sie!

Amy Lester zuckte zusammen. Unwillkürlich trat sie auf die Bremse, und der Hintermann hatte Mühe, ebenfalls abzubremsen und nicht aufzufahren. Er hupte wild.

Jake drehte sich um. Er streckte dem Fahrer die Zunge heraus. Seine Mutter hatte sich wieder gefangen und sich normal in den fließenden Verkehr eingereiht.

»Was war denn los, Mummy?«

»Nichts.«

»Doch, du bist so blass.«

Amy hob nur die Schultern. Sie schaute schräg nach rechts. Dort war sie überholt worden. Von dem Wagen sah sie nicht einmal mehr das Heck. Er musste irgendwo abgebogen sein.

Tief atmete sie durch.

Ihre Augen waren schwer geworden. Sie zitterte und musste sich zusammenreißen, dass Jake nichts merkte. Ausgerechnet heute ließ sich dieses verdammte Weib blicken. Ausgerechnet am Geburtstag ihres Sohnes. Warum?

Sie wusste es nicht, sie hatte keine Erklärung, aber sie ahnte, dass die Zeit der Ruhe bald vorbei sein würde. Da braute sich etwas Fürchterliches zusammen, die Vergangenheit hatte sie mit einem Schlag eingeholt. Und sie würde sich nicht mehr abschütteln lassen, das stand für die Frau fest. Sie presste die Lippen so hart zusammen, dass es schmerzte.

Jake hatte seine Unbekümmertheit verloren. Immer wieder warf er seiner Mutter einen skeptischen Blick zu. Obwohl diese ihn bemerkte, reagierte sie nicht darauf. Starr schaute sie geradeaus und konzentrierte sich auf den Verkehr. Zumindest sah es so aus. Ihre Gedanken aber verweilten mehr in der Vergangenheit, denn da hatte alles begonnen.

Jake und Jory…

Wo war der zweite?

Amy wusste, dass es ihn gab. Es gab auch die namenlose Hexe, und sie glaubte plötzlich fest daran, dass Jory irgendwann ebenfalls erscheinen würde.

Der Gedanke bereitete ihr eine nagende Furcht. Wieder hatte sie das Gefühl, Säure getrunken zu haben. Sie musste aufstoßen. Ein bitterer Geschmack bedeckte ihre Zunge.

Hinter der Stirn tuckerte es. Das Blut rann wie heißer Sirup durch ihre Adern. Der bittere Geschmack verschwand nur allmählich, aber die Furcht blieb. Als wären all die letzten Jahre gestrichen worden, so und nicht anders kam es ihr vor. Die Bläue des Himmels war verschwunden. Zumindest für sie, denn das Firmament kam ihr plötzlich so dunkelgrau vor, wie schraffiert.

Die Bäume warfen Schatten. Ein Wechselspiel zwischen Hell und Dunkel begann. Manchmal sah sie Schatten, wo keine waren. Immer wieder das Gleiche.

Das graue Gesicht der Frau. Wenn sie es hätte beschreiben müssen, sie hätte es nicht gekonnt. Es war einfach zu flach, nicht einprägend genug für sie.

Amy Lester fuhr weiter. Ihr Sohn war ruhig geworden. Auch er spürte die Veränderung an seiner Mutter. Er hatte mit einem fröhlichen Tag gerechnet, und es hatte auch alles so gut begonnen, doch die Freude war dem Tag abhanden gekommen.

»Wenn wir nach Hause fahren sollen, Mum, kannst du es mir ruhig sagen. Ich bin nicht sauer.«

Amy lächelte ihren Sohn kurz an. »Nein, warum sollten wir denn nach Hause fahren?«

»Du fühlst dich doch nicht wohl.«

»Das geht vorbei.«

»Hast du denn Hunger?«

»Ich denke doch.«

Jake lächelte. »Und ich denke, dass ich genau weiß, wo wir hinfahren werden.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Sag es.«

»Zu Luigi.«

»Genau.«

»Haaa…!« Der Junge jubelte auf und stemmte die Arme blitzschnell in die Höhe. »Toll … toll … toll … das habe ich mir immer gewünscht, weißt du?«

»Ich denke schon.«

»Luigi hat das größte Eis, den besten Nachtisch.«

»Stimmt.«

»Wie groß darf die Portion sein?«

»Riesig!« Amy musste anhalten, um Vorfahrt zu gewähren, dann bog sie nachrechts in die Straße ein, in der auch ihr Ziel lag. An der linken Seite, »eingeklemmt« zwischen zwei schmalen Häusern, leuchtete die Reklame von Luigis Restaurant. Eine aus Glas geformte Kochmütze leuchtete hin und wieder auf und schickte ihren blauen Schein über das Pflaster des Gehsteigs.

Der Morris passte in die kleinste Parklücke. Amy lenkte den Wagen rückwärts in die freie Parktasche, stellte den Motor ab und atmete tief durch.

Jake war schon ausgestiegen. Er wartete vor dem Eingang auf seine Mutter, die sich Zeit nahm.

Amy Lester bewegte sich bewusst langsam. Sie schloss den Wagen ab, schaute sich dabei um, doch so sehr sie sich auch bemühte, von der Hexe war, nichts zu sehen.

Die Fahrbahn lag ebenso im Glanz der Sonne wie die Gehsteige.

Hier wechselten sich ältere mit neueren Häusern ab, nicht jedes atmete Tradition oder den Hauch der Geschichte.

Sie ging auf Jake zu. Er hatte seiner Mutter den Rücken zugedreht und sich mit den Inhalt des Schaufensters beschäftigt, wo künstliche Speisen und auch künstliches Obst die Dekoration bildeten. Eine Karte war ebenfalls vorhanden, der Junge las sie und hatte glänzende Augen bekommen.

»Ich weiß gar nicht, was ich nehmen soll, Mummy«, sagte er, als sie eintraten.

»Dir wird schon etwas einfallen.«

»Hilfst du mir denn?«

»Werde ich machen.«

Luigi, der Besitzer, erwartete sie. Man sah ihm seinen Beruf an. Er war unwahrscheinlich dick, und die schneeweiße Kochmütze saß auf seinem Kopf wie festgewachsen. Das runde Gesicht mit den rosigen Wangen verwandelte sich in einen lächelnden Ballon, als er den Jungen sah und seine Arme ausbreitete.

»Ha, da ist ja unser Geburtstagskind!« jubelte er und drückte Jake, der einen roten Kopf gekriegt hatte, fest an sich. Die Gäste hatten alles gehört, sie klatschten noch, und Jake fühlte sich mehr als unwohl, als er auf seine Mutter schaute, die lächelnd neben ihm stand und alles beobachtete.

Luigi hob ihn hoch und setzte ihn wieder ab. »Das wird heute ein Superfest«, sagte er. »Ich habe mir vorgenommen, für dich etwas ganz Besonderes zu kochen.«

»Was denn?«

»Es wird nichts verraten. Das soll eine Überraschung werden.«

»Wissen Sie denn, was ich gerne esse?«

»Das weiß die ganze Stadt. So etwas spricht sich doch herum, junger Mann.«

»Na, das ist…« Jake hatte es die Sprache verschlagen. Er schluckte und ließ sich, zusammen mit seiner Mutter, zu einem extra eingedeckten Platz führen.

***

Luigi hatte ihn an der Hand genommen, und Jake schämte sich nicht, geführt zu werden, obwohl er doch schon zwölf war.

Der Tisch stand in einer Ecke des Lokals. Sohn und Mutter saßen im rechten Winkel zueinander. Der Platz des Jungen war mit Blumen und Grün geschmückt. Auf dem Tisch stand eine weiße Vase mit frischen Frühlingsblumen.

Jake staunte, bevor er sich setzte. »Das ist ja richtig festlich«, flüsterte er.

»Wer hat denn heute Geburtstag?« fragte Luigi. »Das bist du doch mein Junge.«

»Aber so toll…?« Jake strahlte seine Mutter an. »Danke, Mummy, danke.«

Amy wirkte etwas verlegen. »Nun ja, Jake. Wir haben das ja alles ausgemacht.«

»Aber nicht so.«

»Doch, es ist dein Festtag.« Allmählich fühlte sie sich besser. Die

Erinnerung an das Auftauchen der Hexe verschwand allmählich.

Aber frei und froh konnte sie nicht sein. Nach wie vor stand sie unter Spannung, großen Hunger hatte sie folglich nicht. Sie würde nur wenig essen, das stand fest, und sie konnte nur hoffen, dass ihr Sohn den nötigen Appetit mitbrachte.

Luigi servierte die Vorspeise. Er hatte von Amy erfahren, was Jake gern aß. Das Menü setzte sich dabei ausschließlich aus Pizzen und Pasta zusammen. Als er den ersten kleinen Teller mit den Nudeln hinstellte, zuckte Jake zurück. Mit einer etwas größeren Portion hatte er schon gerechnet.

Amy musste über den enttäuschten Blick des Jungen lachen. »Keine Bange, Jake, das ist erst der Beginn. Du wirst schon zufrieden sein. Luigi servierte die verschiedenen Nudelgerichte nacheinander.«

»Ach so.«

In der folgenden Stunde beschäftigten sich Mutter und Sohn allein mit dem Menü. Es gab ja nicht nur Nudeln, zwischendurch wurden immer wieder kleine Pizzen serviert, und jede von ihnen war anders belegt. Amy Lester hatte bis zu diesem Tag nicht gewusst, wie viel ihr Sohn essen konnte. Was er hier verdrückte, ließ sie nur staunen.

Nach dem vierten Nudelgericht und der dritten Pizza beugte sich Jake zu seiner Mutter hin. Er sprach so leise, dass es dieanderen Gäste nicht hören konnten. »Gibt es denn noch Nachtisch?«

»Bestimmt.«

»Oh, was denn?«

»Das ist auch eine Überraschung.«

Plötzlich küsste Jake seine Mutter. »Super, so ein toller Geburtstag! Damit hätte ich nicht gerechnet.«

Amy nahm ihren Sohn in die Arme. Ihr Herz klopfte schneller, die Kehle saß zu.

Dann aber versteifte sie.

Die Frau saß so, dass ihr Blick auf die Tür fallen konnte. Dort sah sie eine Bewegung.

Jemand war gekommen. Kein Erwachsener, sondern ein Kind, ein Junge. Er betrat das Lokal nicht, sondern blieb in der offenen Tür stehen, hinter sich das helle Licht des Mittags.

Amy Lester kannte ihn nicht, und sie kannte ihn trotzdem.

Das war nicht Jake, auch wenn er so aussah.

Das war Jory, sein Zwilling!

***

Zuerst die Hexe, jetzt er. Am liebsten hätte sie geschrien, all ihren Schrecken hinausgebrüllt, aber sie war nicht in der Lage, auch nur einen Ton abzugeben.

Wie versteinert hockte sie auf ihrem Platz und hielt nach wie vor

ihren Sohn im Arm.
An der Tür stand der zweite.
Es gab keine Täuschung, es stimmte, es musste einfach Jory sein.
Eine derartige Übereinstimmung war nur einmal möglich. Das war auch kein Doppelgänger, diese beiden Jungen waren von den Zehen bis hin zur Stirn identisch.
Und doch gab es Unterschiede.
Wahrscheinlich hätte sie kein Fremder herausfinden können, aber sie als Mutter bemerkte diese schon.
Es lag an den Augen.
Jorys Augen waren nicht die ihres Sohnes Jake. Sie waren so kalt, ohne Gefühl, als wären sie völlig ohne Leben. Sie waren so grau, geschliffen, ansonsten aber glichen sich die beiden aufs Haar.
Sekunden verdichteten sich zu Minuten. Jory grinste, er hob den rechten Arm, um zu winken, dann trat er mit einem kleinen Schritt zurück, drehte sich um und ging weg.
Amy Lester stöhnte auf. Durch ihren Körper rannen Zitterstöße.
Für einen Moment hatte sie den Eindruck, weit, ganz weit weg zu sein. Bis sie die Stimme ihres Sohnes hörte.
»Mummy, was hast du denn?«
»Ich…?«
»Ja, Mummy, da ist doch…«
»Nichts habe ich, nichts.«
Jake hatte sich wieder normal hingesetzt. Plötzlich war sein Interesse an der Mahlzeit verloren. Er schaute nur seine Mutter an, deren Gesicht so bleich geworden war. Auf ihrer Haut lagen kleine Schweißperlen, in den Augen funkelte die Angst.
»Kann ich dir nicht helfen, Mum?«
»Nein.«
Zum Glück kam Luigi. Er klatschte in beide Hände und verdrehte die Augen. »Himmel, ihr Lieben, was muss ich sehen? Es hat euch wohl nicht mehr geschmeckt?«
»Doch, aber…«
»Mrs. Lester, sagen Sie nicht, dass Ihr Sohn mein Essen nicht mehr schafft. Ich habe mir so große Mühe gegeben. Es kommt noch ein Nudelgericht. Erst danach werde ich das Dessert servieren. Das beste Tiramisu der Welt, und anschließend ein wunderbares Eis. Aber Sie, Signora Lester, sehen aus, als wäre Ihnen der Schreck bis tief in den Magen gefahren. Stimmt etwas nicht?«
»Wie man's nimmt.«
»Was haben Sie für Sorgen?«
Sie musste über ihren eigenen Schatten springen. »Hören Sie zu, Luigi. Haben Sie zufällig vorhin zur Tür geschaut?«
»Warum?«

»Haben Sie?« drängte Amy.
»Ja, für einen Moment.«
»Das ist gut. Und haben Sie dort auch jemand gesehen?«
»Einen Jungen.«
»Ja, ja, ja!« Plötzlich war Amy aus dem Häuschen. Luigi hatte ihr bestätigt, dass sie keiner Täuschung erlegen war. Meine Güte, das war einfach nicht zu fassen. Keine Einbildung, keine Halluzination.
Es gab den Jungen, es gab mit Sicherheit auch die Hexe.
Sie und Jory!
»Aber Sie sind ja ganz blass, Signora…«
»Mummy, was ist mit dir?«
Amy musste sich an der Tischkante festhalten, weil sie ein plötzlicher Schwindel überfallen hatte. Für einen Moment war ihr schwarz vor Augen geworden. Das gesamte Lokal schwankte.
Der Anfall ging vorbei. Sie lächelte sogar krampfhaft. »Ich… ich habe vielleicht zu viel gegessen.«
»Ja, ja, das wird es sein. Einen Grappa vielleicht?«
»Ich muss noch fahren.«
»Einer macht nichts, Signora. Das ist wie Medizin. Warten Sie, ich hole Ihnen den besten.«
Luigi verschwand, und Jake kümmerte sich wieder um seine Mutter. »Was war denn das für ein Junge, Mummy?«
»Er stand da nur.«
»Und hat dich so erschreckt?«
Sie schüttelte den Kopf. Dabei suchte sie nach einer Ausrede.
»Nein, das kann man nicht so sagen. Er hat mich nicht zu sehr erschreckt. Ich… ich … mir wurde nur ein wenig schwindlig, denn ich bin es nicht gewohnt, so viel zu Mittag zu essen.«
»Ich weiß nicht, Mummy, aber…«
Luigi kam und brachte den Grappa. »Der wird Ihnen gut tun, Signora, trinken Sie.«
Amy trank ihn. Sie mochte keinen scharfen Alkohol, in diesem Fall jedoch tat er ihr gut. Halb leer stellte sie das Glas wieder zurück. Luigi nickte ihr lächelnd zu. Er ging davon, um den Nachtisch zu holen. Amy aber schaute auf die weiße Tischdecke. An diesem Tag war es passiert, was sie immer hatte vermeiden wollen. Sie war von der Vergangenheit eingeholt worden, doch nicht nur sie allein, auch der Junge. Sie wusste, dass Jake bald Fragen stellen würde, und sie musste sich überlegen, welche Antworten sie ihm gab.
Nur nicht jetzt und hier. Später ja, am Abend oder an den folgenden Tagen. Sie würde sich jedes Wort genau überlegen. Auf keinen Fall durfte sie den Jungen überfordern. Der würde aus allen Wolken fallen, wenn er erfuhr, dass er noch einen Zwillingsbruder hatte.
Wenn er hörte, unter welchen ungewöhnlichen Umständen die

beiden getrennt worden waren, konnte für ihn eine Welt zusammenbrechen.

Jake blickte seine Mutter an. »Ich bin traurig, wenn ich dich sehe«, sagte er.

»Das brauchst du nicht zu sein.« Amy Lester lächelte und strich über Jakes Kopf.

»Doch, ich bin es.«

»Und warum?«

»Es ist etwas passiert.« Er stellte zwei Finger hoch. »Beide Male. Einmal in der Schule auf dem Parkplatz, zum anderen hier beim Essen, als du zur Tür geschaut und den Jungen gesehen hast. Sogar Luigi hast du danach gefragt.«

»Eine… eine …«, sie suchte nach den entsprechenden Worten.

»Eine Täuschung.«

Damit wollte sich Amys Sohn nicht zufrieden geben, das aber musste er zunächst, denn der Wirt trat mit feierlich anmutenden Schritten an den Tisch heran und brachte den Nachtisch. »Das ist es, das ist das beste Tiramisu der Welt. Dazu habe ich dir mein selbst hergestelltes Pfirsicheis mitgebracht. Du wirst sehen, Jake, beides zusammen ergibt einen wunderbaren Geschmack.«

Luigis Augen leuchteten, als er das Dessert abstellte. Jake hatte die Stirn gerunzelt und die Lippen zu einem breiten Lächeln verzogen.

Seine Augen strahlten einen leichten Glanz ab. Trotz der vielen zuvor genossenen Gänge, würde er auch den Nachtisch schaffen. Dessen Anblick hatten seine Sorgen und Fragen vertrieben. Er widmete sich voll und ganz diesem herrlichen Abschluss.

Seine Mutter erhielt einen Capuccino, den Luigi mit einem Schuss Amaretto veredelt hatte. »Sehr gut, Luigi«, lobte sie ihn. »Sehr, sehr gut, wirklich.«

»Das meine ich doch.«

Die beiden ließen es sich noch einmal schmecken. Irgendwann war dann Schluss. Jake lehnte sich zurück und stöhnte. Er wirkte völlig erschöpft, saß zwar noch auf seinem Stuhl, die Glieder jedoch von sich gestreckt. Er verdrehte noch die Augen. »Ohhh, das kann ich nicht. Ich… ich kann nicht mehr.«

»Es war auch mehr als reichlich.«

»Für drei Tage reicht es.« Im nächsten Moment wurde er wieder munter, denn ihm war etwas eingefallen. Aus der Schultasche holte er das Geschenk seiner Klassenkameraden. Es war ein viereckiges Paket. Das Packpapier glänzte. Zwischen den Streifen zeigten sich grinsende Clowngesichter. Vorsichtig löste er es, und auf seinem Gesicht ging die Sonne auf, als er die beiden Bücher sah, die man ihm geschenkt hatte. Tolle Bücher, denn zahlreiche Gruselgeschichten für Jugendliche waren darin als Anthologie gesammelt worden.

»Zufrieden?« erkundigte sich Amy.

Er nickte heftig. »Super.«

»Na, dann hast du ja einiges zu tun.«

»Und ob. Du hast mir auch viele Bücher geschenkt. Finde ich stark, ehrlich.«

»Hoffentlich hält es an.«

»Was denn?«

»Der Spaß am Lesen.«

»Und wie, Mummy. Ich werde immer lesen, auch wenn ich so alt bin wie du. Ich werde auch versuchen, die Kinder zum Lesen zu bringen.«

Amy staunte. »Ach – was du nicht sagst. Welche Kinder denn? Sprichst du von deinen eigenen?«

»Nicht ganz.« Jake grinste von Ohr zu Ohr. »Dir kann ich es ja sagen. Ich weiß nämlich schon, was ich werden will.«

»Da bin ich aber gespannt.«

»Lehrer.«

Amy schwieg. Sie war überrascht und gleichzeitig stolz auf ihren Sohn, der sich mit seinen zwölf Jahren schon so erwachsen präsentierte. Sie konnte nicht anders und musste ihm immer wieder erklären, wie toll sie ihn fand.

»Hoffentlich schaffe ich es, Mummy.«

Amy schaute ihn ernst an. »Ja, mein Junge, du wirst es schaffen. Ich bin davon überzeugt.«

Luigi erschien und erkundigte sich nach weiteren Wünschen. Beide waren wunschlos. Sie wollten nur noch zahlen. Nachdem Amy Lester die Rechnung beglichen hatte, verließen sie das Restaurant.

Auf der Straße bewegte sich Jake wie ein dicker Kloß. Dabei schwang er seine Arme von einer Seite zur anderen und stöhnte, als wäre ihm die Tasche zu schwer geworden, die er trug.

»Jetzt geht es nach Hause, Jake.«

»Ich habe keine Hausaufgaben auf.«

»Um so besser.«

Er drängte sich gegen Amy. »Aber ich bin müde, Mummy. Das viele Essen hat mich geschafft.«

»Kann ich mir denken.«

»Legst du dich auch hin?«

»Mal sehen.«

Sie hatten nicht weit zu fahren. Das kleine Haus war von einem ebenfalls kleinen, aber sehr gepflegten Garten umgeben, in dem der Frühling seine ganze Pracht zeigte und blühende Blumen hatte wachsen lassen.

Die Häuser lagen dicht nebeneinander. Sie waren ziemlich alt. Früher einmal hatten hier die Professoren der Uni gewohnt. Später waren sie dann zu niedrigen Preisen verkauft worden, und da hatte Amy Lester

sehr schnell zugegriffen.
Sie schloss die Tür auf. Hinter ihr betrat der Junge das Haus. Er gähnte.
Amy blieb stehen.
Ihr war etwas aufgefallen.
Einige Male zog sie die Nase hoch, zwinkerte dabei und wusste im ersten Augenblick nicht, was sie gestört hatte. Da war schon etwas gewesen, das nicht in das Haus passte.
»Was ist denn, Mummy?« Jake hatte die Tür geschlossen und schaute zu, wie sich seine Mutter drehte.
»So genau kann ich dir das auch nicht sagen, aber es riecht seltsam.«
»Stimmt.« Jake wies auf die Treppe. »Das kommt sogar von oben, Mummy. Ich rieche es.«
Amy nickte. Sie ging vor. Die Treppe war schmal und eng. Sie hatte sich dem kleinen Haus angepasst, das sich Mutter und Sohn untereinander aufgeteilt hatten. Amy wohnte unten, in der ersten Etage hatte Jake sein eigenes Reich.
Einen Keller gab es nicht, aber für zwei Personen reichte das Häuschen.
Die Tür zu Jakes Zimmer stand offen. Bevor sie die Treppe hinter sich gelassen hatten, wusste sie bereits Bescheid. Der Geruch drang aus Jakes Zimmer.
Der Junge wollte sich vordrängeln, doch Amy hielt ihn zurück. Sie spürte die Kälte in sich. Etwas war wieder in ihr hochgestiegen, das lange begraben gewesen war. Auf ihrem Rücken lag eine kalte Haut.
Sie hasste den Geruch plötzlich.
Blut… so roch Blut!
Amy betrat das Zimmer.
Es war zu dunkel, um etwas erkennen zu können, denn zwei Vorhänge bedeckten die kleinen Fenster. Aber sie konnte es riechen. Eklig, widerlich und süßlich.
»Du bleibst am besten zurück, Jake.«
»Nein, Mummy, nein.«
Der Junge schob sich vor. Er machte Licht – und fing an zu schreien. Auch seine Mutter war geschockt.
Blut, überall Blut, wohin sie auch schaute. Und in dem Zimmer verteilt, lagen die zerfetzten Körper der drei Kaninchen, die Jake so liebte…

***

Gegenwart
Wir waren unterwegs und hatten Sukos BMW genommen. Ein strahlender Sommertag hätte es eigentlich sein sollen, doch nach der großen Hitze hatte der Wettergott seine andere Laune gezeigt und uns

kältere Temperaturen und auch Schauer geschickt.

So wussten wir nie, ob wir die dunklen Brillen aufbehalten sollten oder nicht.

»Ein Lehrer, John, das will mir nicht in den Kopf.« Suko wusste selbst nicht, wie oft er diesen Satz schon wiederholt hatte. »Ich bin da völlig von der Rolle.«

»Du glaubst es nicht?«

»Es fällt mir zumindest schwer.«

Ich nickte, denn auch ich konnte mich damit nicht anfreunden.

Auf der anderen Seite war der Beruf eines Lehrers die perfekte Tarnung. Niemand hätte in ihm einen Killer vermutet.

Wir wussten nicht, wie wir ihn uns holen sollten. Er unterrichtete in Ardley, wohnte allerdings in Oxford bei seiner Mutter. Die paar Meilen fuhr er jeden Tag hin und zurück. Wenn wir eintrafen, war die Schule beendet, wir würden den Killer höchstwahrscheinlich im Haus seiner Mutter erwischen, die von seinem zweiten mörderischen Job bestimmt nichts ahnte.

In der nächsten Woche begannen die Ferien. Da hatte Jake Lester dann Zeit gut, um wieder zu killen und Aufträge auszuführen. Das alles war begreiflichund wollte mir trotzdem nicht in den Kopf. Ich konnte nicht einmal sagen, was mich störte. Vielleicht waren die Dinge zu glatt gelaufen, zu einfach, und ich verließ mich dabei auf mein Gefühl. Fest stand folgende Tatsache: Wir sollten hingehen und einen Killer, der kein Mensch war, sondern ein lebender Toter, verhaften. Nicht mehr und nicht weniger.

Es war kein Killer im eigentlichen Sinne, sondern eine wahre Mordmaschine, zudem unverletzbar, wie es schien. Ein Wesen, das gemietet werden konnte, um andere Menschen reihenweise aus dem Weg zu räumen, wie es der Demonstrationsfilm gezeigt hatte.

Suko, der sonst gern schnell fuhr, ließ den BMW nur gemächlich dahinrollen. Bei ihm gehörte das nicht zur Regel. Ich fragte ihn:

»Was stört dich?«

»Das Gleiche wie dich.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Ich streckte die Beine aus. »Und was, bitte, ist das genau, mein Lieber?«

»Ich komme mit den Umständen des Falls nicht zurecht. Da gibt ein Mensch jungen Leuten Unterricht. Er ist Lehrer und gleichzeitig ein untoter Killer, der zudem noch bei seiner Mutter wohnt.« Suko schlug sich gegen den Kopf. »John, das ist Blödsinn, da will man uns leimen. Wer immer auch dahinter stecken mag, ich akzeptiere es nicht. Da hat sich jemand einen raffinierten Plan ausgedacht und uns in das Feuer geschickt. Ich kann das einfach nicht akzeptieren.«

»Sir James?« fragte ich.
Suko schüttelte den Kopf. »Das traue ich ihm nicht zu, ehrlich gesagt.«
»Ja, du hast Recht.« Mein Blick glitt aus dem Fenster. Sonnenstrahlen badeten die sanfte Hügellandschaft um Oxford. Nur noch wenige Meilen, dann hatten wir die Stadt mit der berühmten Universität erreicht, in der sich alles um das Studieren dreht, und die in einer immerwährenden Konkurrenz zu Cambridge stand.
»Jemand hat uns etwas gedreht, John.«
»Der Secret Service.«
»Zum Beispiel.«
»Der Film war echt.«
»Gebe ich zu.«
»Was stört dich weiter?«
»Das Gleiche wie dich, John. Es sind die Umstände, die mich so nervös machen. Ich kann einfach nicht akzeptieren, dass Schulkinder von einem mordenden Zombie unterrichtet werden. Denk mal nach. Wir kennen uns mit diesen Bestien aus. Wir haben erlebt, wozu sie fähig sind. Sobald sie Menschen sehen oder menschliches Fleisch riechen, drehen sie doch durch. Und dieser Zombie soll sich dermaßen unter Kontrolle halten, seinen Trieb sozusagen regulieren können?«
»Ja, das ist das Problem.«
»Es wird zum Horror.«
Ich hob die Schultern. »Wir werden jedenfalls versuchen, mit ihm zu reden.«
»Das glaube man nur.«
Ich dachte an den Bumerang, den ich mitgenommen hatte. Er war mir von meinen alten Waffen noch geblieben. Den Dunklen Gral und auch den Dolch besaß ich nicht mehr. So konnte ich nur hoffen, dass er mich nicht auch verließ.
Noch einmal stellte ich mir den Killer vor. Er hatte auf mich wie ein Roboter gewirkt. Eine regelrechte Killermaschine. Er war zwar menschlich gewesen, doch ich hatte starke Abstriche machen müssen, um ihn als einen Menschen zu akzeptieren.
Hier stimmte einiges nicht, aber ich glaubte auch nicht, dass sich der Geheimdienst geirrt hatte. Wenn ja, dann hatte man uns bewusst auf eine andere Spur gelockt.
Wir fuhren nach Oxford hinein.
Hier war die Welt noch in Ordnung. Zumindest auf den ersten Blick, wenn ich die sauberen Straßen sah, die zahlreichen Parks und Grünflächen, in denen die historischen Gebäude standen, in denen auch heute noch gelehrt wurde. In einigen von ihnen waren auch Museen untergebracht, und zahlreiche Kirchtürme reckten sich dem Himmel entgegen, als wollten sie erklären, dass gerade die Stadt unter

einem besonderen Schutz des Herrgotts stand.
Semesterferien.
Für Oxford bedeutete dies Ruhe und Atem holen. Nur wenige Studenten hielten sich noch in der Stadt auf. Die meisten waren in Urlaub gefahren, dementsprechend leer präsentierten sich auch die Gassen, Straßen und die zahlreichen Parks mit den sattgrünen Wiesen. Zudem lud das Wetter nicht eben zu Picknicks ein, nur an den Ufern des Cherwill River saßen einige Angler.
Wir fuhren am mächtigen Bau der Christ Church Cathedral vorbei und gelangten in die bewohnten Gebiete. Unser Ziel war die Merton Street, in der Jake Lester bei seiner Mutter wohnte.
Sie endete dort, wo die Gebäude der Examination Schools standen.
Sie waren um diese Zeit leer.
Eine ruhige Straße mit alten, jedoch außergewöhnlich gepflegten Häusern nahm uns auf.
Hier war auch nichts zugeparkt. Hecken wuchsen an den Rändern der Straße. Sie säumten die zahlreichen Vorgärten ein, die Grundstücke und Häuser wie kleine Schutzwälle umgaben.
Da die Hausnummern nicht zu erkennen waren, wir aber nicht lange suchen wollten, hielt Suko den BMW an, und ließ mich aussteigen. Bei einer älteren Frau erkundigte ich mich nach dem Haus, der Lesters und erhielt eine freundliche Antwort. Wir mussten bis zum Ende der Straße durchfahren. Bevor sie den Knick nach links machte und in den Bereich der Schule hineinführte, lag das Haus auf der rechten Seite.
»Alles klar – danke.«
Suko hatte mitgehört. Ich brauchte nichts zu wiederholen, und wenig später stoppten wir vor dem Haus.
Wir stiegen noch nicht aus. Beide atmeten wir tief durch. Beide spürten wir die Spannung, die uns wie ein zittriges Netz umfangen hielt. Ich hatte die Lippen zusammengepresst und atmete durch die Nase. Suko schaute nach rechts, wo die Hecke das Haus vor fremden Blicken schützte. Ein Tor hatte sie unterbrochen.
»Wie gehen wir vor, John?«
»Normal.«
»Wie zwei Besucher.«
»Genau. Ich will nicht erst um das Haus herumgehen und dort nachsuchen. Wir klingeln und…«
Er hatte bereits den Wagenschlag aufgestoßen. »Dann komm.«
Wohl war mir nicht, als ich den BMW verließ. Die Sonne hatte etwas getäuscht. Es war kühler, als es aussah. Wind fuhr in mein Gesicht, und die Wolken am Himmel verdichteten sich.
Suko war vor dem Tor stehen geblieben und hatte sich gebückt, weil er das schmiedeeiserne Schild betrachtenwollte, auf dem der Name des Bewohners stand.

»Sind wir richtig?« Suko nickte.

Da es keine Klingel gab, drückten wir das Tor auf und durchschritten einen schmalen Vorgarten, in dem sich zahlreiche Sommerblumen ein Stelldichein gaben und uns mit ihrem Duft verwöhnten.

Die niedrigen Bäume gaben nur wenig Schatten, und auch von der Fassade des Hauses sahen wir nicht viel, denn Efeu umwuchs sie wie eine zweite Haut. Die Scheiben präsentierten sich in einer schon ungewöhnlichen Sauberkeit. In ihnen spiegelten wir uns wider.

Ob uns jemand gesehen hatte und ob es genau die richtige Person war, wussten wir nicht. Wir waren nur auf alles gefasst und ließen unsere Blicke so unauffällig wie möglich durch den kleinen Vorgarten streifen, wobei wir von allen Dingen die beiden Seiten beobachteten, an denen dichte Büsche standen.

Dort gab es keine unnatürlichen Bewegungen. Nur der Wind spielte mit den Blättern.

Wir hatten hohen Nachmittag und konnten eigentlich davon ausgehen, Jake Lester im Haus zu finden. Einen geparkten Wagen, der ihm hätte gehören können, hatten wir nicht gesehen, alles wirkte sehr friedlich und auch still.

Suko war vor der Haustür stehen geblieben. Sie passte in diese Umgebung mit ihrem sattgrünen Anstrich und dem sauberen Glasfenster im oberen Drittel.

Zu klingeln brauchten wir nicht. Manhatte uns gesehen, und eine Frau zog die Tür auf.

»Ja bitte«, sagte sie.

Wir schauten sie an. Das musste die Mütter des Mannes sein, den wir suchten.

Aber sah so eine Zombie-Mutter aus?

Es wollte mir nicht in den Kopf. Vor mir stand eine Frau, die ich auf Mitte Vierzig schätzte. Ihr Haar war dunkel, doch einige graue Strähnen gaben ihnen ein interessantes Aussehen. Sie waren kurz geschnitten und bedeckten die Ohren bis zur Hälfte.

Ein weiches Gesicht mit vollen Lippen, dunkle Augen, in denen Misstrauen glomm.

Wir stellten uns vor.

»Das ist nett«, sagte sie, »aber mit Ihren Namen kann ich leider nichts anfangen.«

»Sie sind aber Mrs. Lester?«

»Ja, die bin ich.«

»Und Sie haben einen Sohn namens Jake, der bei Ihnen wohnt, ansonsten aber in Ardley unterrichtet.«

»Auch das stimmt.«

»Können wir ihn sprechen?«

Diesmal hatte Suko gefragt, und die Frau hob die Schultern. »Im

Prinzip schon, nur ist er leider noch nicht hier. Jake sollte noch Besorgungen machen. Sie sind Kollegen von ihm?«

Ich hatte beschlossen, der Frau reinen Wein einzuschenken. »Nein, das sind wir nicht. Wir sind Polizisten, Scotland Yard.«

Mrs. Lester erschrak. »Mein Gott, was hat mein Sohn denn mit der Polizei zu tun?«

»Das werden wir ihm selbst sagen.«

Sie trat einen Schritt zurück. »Er hat sich doch nichts zuschulden kommen lassen?«

»Wir wollen ihn nur etwas fragen.«

»Warum denn?«

»Es ist mehr die Aussage eines Zeugen«, sagte Suko. »Dürfen wir jetzt eintreten?«

»Bitte, ja, wenn Sie wollen?«

Wir zeigten noch unsere Ausweise, damit die Frau auch beruhigt war. Sie räusperte sich, war verlegen, wusste nicht, was sie sagen wollte und führte uns in ein kleines, peinlich sauberes Wohnzimmer, in dem trotzdem eine gewisse Unordnung herrschte, denn auf dem Boden stapelten sich zahlreiche Bücher.

»Sie lesen viel?« fragte ich, um sie abzulenken, denn Suko schaute sich blitzschnell um.

»Ja, privat und beruflich. Ich arbeite in der Universitäts-Bibliothek und habe mein Hobby schon vor vielen Jahren zum Beruf gemacht. Durch mich ist auch mein Sohn ans Lesen gekommen, und er hat es bis zum heutigen Tag nicht aufgegeben.«

»Das finde ich gut.«

Sie stand vor einem alten Schrank und hob die Schultern. »Tja, darf ich Ihnen etwas anbieten? Einen Tee, einen Kaffee vielleicht?«

»Nein, danke, Mrs. Lester.«

»Bitte, dann nehmen Sie zumindest Platz. Es redet sich so ungemütlich, wenn man steht.«

»Da haben Sie Recht.« Wir ließen uns nieder, und ich hatte das Glück, Jake Lester zu sehen, denn sein Foto stand eingerahmt auf einer dunklen Kommode.

»Das ist ihr Sohn?«

»Ja.«

»Darf ich das Foto mal sehen?«

»Gern.« Sie gab es mir. »Wissen Sie, ich werde immer zu meinem Sohn halten. Er ist jetzt sechsundzwanzig, in der Schule wohl der beliebteste Lehrer, undich kann mir nicht vorstellen, dass Jake mit dem Gesetz in Konflikt geraten ist.«

Ich auch nicht, dachte ich, denn so hatten wir uns den Besuch nicht vorgestellt. Hier war alles so herrlich normal, nichts wies daraufhin, dass dieses Haus der Unterschlupf einer lebenden Leiche war, eines

Killer-Zombies, der Mr. Amok genannt wurde.
Entweder hatte sich der Geheimdienst geirrt, oder aber wir hatten es noch nicht geschafft, das Spiel zu durchschauen.
Ich sah mir das Foto an, verglich es mit der Person, die die Hauptrolle in dem gewissen Film gespielt hatte. Es gab keinen Unterschied. Jake Lester sah so aus wie der Mann im Film. Wir sahen zwar nur sein Gesicht, aber die kantigen und harten Züge, die das Lächeln kaum aufweichen konnten, waren mit der Figur im Film identisch.
Mrs. Lester kriegte das Foto wieder zurück, und ich fragte dabei:
»Ist Ihr Sohn oft unterwegs?«
»Wie meinen Sie das?«
»Nun ja, macht er des öfteren Urlaub?«
»Da muss er sich schon an die Ferientermine halten.«
»Pardon. Ich vergaß, dass er Lehrer ist.« Mein Lächeln sollte harmlos aussehen, die Frage war es nicht, sondern mehr hintergründig.
»Wenn er Urlaub macht, fährt er dann in ferne Länder?«
Amy Lester legte ihre Stirn in Falten. »Wie kommen Sie denn darauf, Mr. Sinclair?«
»Nun ja, ich will nichts Falsches sagen. Vom Typ her kommt er mir vor wie ein Mann, den es in die weite Welt zieht.«
»Wir waren schon in einigen Ländern…«
»Wir?«
»Ja. Wir sind zusammen in Urlaubgefahren.« Sie räusperte sich.
»Wissen Sie, Jake und ich sind praktisch allein auf der Welt. Mein Mann Sam ist kurz vor Jakes Geburt tödlich verunglückt. Seit dieser Zeit bin ich Witwe und habe praktisch nur ihn.«
»An Heirat hat er nie gedacht?« erkundigte sich Suko.
»Doch, das schon.« Sie nickte. »Es gab da einige Freundinnen, aber es waren nie die richtigen. Eine Frau zum Heiraten hat er bis heute nicht gefunden. Aber damit habe ich nichts zu tun. Nicht dass Sie denken, ich hätte ihn davon abgehalten, nein, ich bin keine Mutter, die ihren Sohn für immer behalten will, aber er ist zudem noch jung, und seine zukünftige Frau müsste sich auch mit seinem Beruf identifizieren können, den er mehr als Berufung ansieht.«
»Das wird schwer sein.«
»Gebe ich zu.«
Suko wollte die nächste Frage stellen. Dazu kam er nicht mehr, denn ebenso wie ich hatte er den Motor des Wagens gehört, der draußen vor dem Haus halten musste.
»Ist er das?«
Mrs. Lester nickte und stand auf.
Auch wir erhoben uns. Wahrscheinlich hatten wir uns zu katzenhaft und auffällig bewegt, denn die Frau bekam plötzlich große Augen und

holte tief Luft, als Suko mit langen Schritten den Wohnraum verließ, in den kleinen Flur ging und sich dort neben der Tür im toten Winkel aufbaute, dicht an die Wand gepresst.

»Bitte, was soll…?«

»Ruhig, Mrs. Lester, ganz ruhig.«

Sie kriegte einen weiteren Schock, denn sie sah, dass wir beide unsere Pistolen gezogen hatten. Dennoch wollte sie etwas fragen mein scharfer Blick ließ sie verstummen.

Mit der freien Hand deutete ich in den Hintergrund des Zimmers.

»Gehen Sie in Deckung, Mrs. Lester. Rasch!«

»Warum?«

»Tun Sie es – bitte!«

»Aber mein Sohn ist kein Verbrecher!« Sie trat mit dem Fuß auf.

»Wenn ich Sie so anschaue, dann deutet alles daraufhin, dass sie ihn wie einen Verbrecher behandeln. Sind Sie überhaupt echte Polizisten, oder haben Sie sich nur eingeschlichen?«

»Wir zeigten Ihnen die Ausweise.«

»Die kann man fälschen.«

»Sie brauchen keine Angst zu haben, wir sind echte Polizisten. Tun Sie jetzt, was ich Ihnen geraten habe.«

Suko nickte mir zu, denn in diesem Augenblick hatte der Ankömmling den Schlüssel ins Schloss geschoben. Wir hörten, dass er ihn herumdrehte, still genug war es schließlich, dann wurde die Tür aufgeschoben. Ein heller Ausschnitt entstand, der in der Mitte durch die eintretende Gestalt verdunkelt wurde.

Es war Jake Lester. Er ahnte nichts.

Er rief den Namen seiner Mutter und schloss die Tür hinter sich.

Zugleich setzten wir uns in Bewegung.

Suko kam von der Seite und presste dem völlig überraschten Mann den kalten Stahl der Pistole gegen den Nacken.

Ich trat von vorn auf ihn zu, hielt ebenfalls die Waffe fest und sagte: »Wenn Sie eine falsche Bewegung machen, sind Sie tot, Lester!«

***

Jory Lester erwachte!

Er spürte die Kälte nicht, die ihn umgab, er brauchte auch keine Luft zu holen, doch als er die Augen öffnete, da starrte er hinein in ein trübes, schwammiges Grün, dass sich leicht bewegte. Er sah kalte Augen, die ihn anglotzten, und als er seinen rechten Arm bewegte, da huschte der Fisch lautlos davon.

Jory grinste.

Hätte jemand von oben herab gegen ihn geschaut, dann hätte er erkennen können, wie sich sein Gesicht zu einer verschwommenen Fratze verzogen hatte, zusätzlich verändert durch gewisse

Wellenbewegungen des Wassers, in dem er lag.

Das Wasser füllte einen Teich. Dieser Teich wiederum lag inmitten der Einsamkeit eines Waldes, in den sich Jory zurückgezogen hatte, und der gleichzeitig zu seinem neuen Aufgabengebiet gehörte.

Jory liebte ungewöhnliche Schauplätze und auch außergewöhnliche Verstecke. Wenn ihn ein Job in eine derartige Umgebung führte, war er immer besonders motiviert. Das war auch jetzt der Fall. Er würde über sie kommen wie ein tödliches Gewitter. Falls er überhaupt Gefühle hatte, so waren es nur negative, wie die Vorfreude auf den Tod, zum Beispiel. Zudem hatte er einen Partner, eine Frau, seine Mutter, wie sie immer sagte, aber sehr, sehr mächtig.

Er bewegte sich.

Da Jory auf dem Grund des kleinen Waldsees gelegen hatte, wühlte er gleichzeitig Schlamm auf und war wenig später von einer grüngrauen Wolke umgeben.

Er stand nicht auf, sondern kroch auf allen vieren dem Ufer entgegen.

Er war nicht Mensch, er war nicht Tier, er war tot, und er lebte trotzdem. Er war ein Phänomen, ein schwarzmagisches Wesen, ein Zombie, ein Untoter, eine dämonische Abart. Er war wieder unterwegs, und er würde töten.

Er würde sich nie mit einem normalen Zombie vergleichen, der aus dem Grab kroch und auf Menschenjagd ging. Nein, er war nicht nur anders, er war auch besser, und »intelligenter«. Dafür hatte die Person gesorgt, bei der er all die Jahre aufgewachsen war. Sie hatte aus ihm etwas Besonderes gemacht, für dass es keinen Begriff gab, nur fühlte er sich sehr wohl.

Während seines Wegs hielt er sich immer dicht am Grund des Teichs. Die Gestalt kroch durch den Schlamm, sie hielt den Mund offen, sie brauchte nicht zu atmen, das Wasser tat ihr nichts. Es umströmte die Gestalt, es griff nach ihr, es schien sie voranzutreiben, und das Ziel war eben das Ufer, an dem hohe Wasserpflanzen eine gute Deckung bildeten.

Mit einer letzten Bewegung erreichte Jory den Gürtel, blieb noch unter der Oberfläche und wartete, bis sich das Wasser in seiner unmittelbaren Umgebung beruhigt hatte.

Danach stieg er langsam hoch. Jory stemmte das rechte Bein gegen den weichen Grund, drückte den Oberkörper in die Höhe, und mit dem Rücken zuerst verließ er das Wasser. Wieder entstanden Wellen, sie klatschten gegen das Ufer. Wasserpflanzen zitterten wie lange, dünne Arme, und zwischen ihnen erschien ein nasser grauer Kopf mit einem Gesicht, in dem die kalten und völlig gefühllosen Augen durch die Lücken starrten und schon im nächsten Augenblick das Ziel avisiert hatten.

Die Grillhütte stand zwischen den Bäumen auf einer kleinen Lichtung. Sie war aus rohen Baumstämmen zusammengefügt worden und hatte keine Wände. Dicke Pfosten stützten das Dach. Es schützte die Griller vor Regen, wenn sie ihre Mahlzeiten auf den Schwenkgrill legten und die Holzkohle darunter ankokelten.

Die vier Männer, die dort hockten, hatten mit einer Grillgemeinschaft nichts im Sinn. Sie waren mit zwei Fahrzeugen gekommen, einem dunklen Volvo und einem sportlichen Jaguar. Beide Fahrzeuge standen neben der Hütte wie erstarrte Ungeheuer, die so gar nicht in die friedlich anmutende Umgebung passen wollten.

Jory war zufrieden.

Die vier saßen günstig.

Sie rechneten mit keinem Überfall. Er würde sie überraschen und zusehen können, wie sie unter seinen Kugeln zusammenbrachen.

Spaß – er wollte den richtigen Spaß haben, und seine Augen blickten dabei noch kälter.

So lautlos wie möglich glitt er am Uferrand und außerhalb des Schilfgürtels durch das Wasser. Wieder hatte er sich unter die Oberfläche gedrückt. Keiner der vier Männer gönnte dem einsamen Waldbereich auch nur einen Blick. Sie waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, denn es ging um viel Geld und um ein weißes Pulver, das in einem der beiden Koffer versteckt war.

Er lag auf den Knien eines Mannes, dessen Oberlippenbart wie ein Buschstreifen unter der Nase wohnte. Der Mann klappte den Deckel hoch und ließ die drei anderen einen Blick in den Koffer werfen. Die mit Kokain gefüllten Beutel lagen dicht an dicht. Einer der anderen nahm einen hervor, öffnete ihn und tippte seine Fingerspitzen gegen das Pulver, probierte und nickte zufrieden.

»Und jetzt das Geld.«

Der Probierer streckte den rechten Arm aus. Auch er hatte einen Koffer mitgebracht. Er legte ihn auf die Knie, öffnete die Deckel, wobei zwei Männer gierige Augen bekamen, als die die zahlreichen Bündel sahen. Die Geldscheine lagen dicht an dicht, da passte kaum ein Haar dazwischen.

»Man kann sich nur auf den Tod verlassen, aber nicht auf die Menschen«, sagte der Kokain-Dealer, holte ein Bündel Geldscheine hervor und überprüfte es.

Jory hatte mittlerweile das Wasser verlassen. Trotz seiner massiven Gestalt verstand er es, sich lautlos zu bewegen. Er hatte kaum ein plätscherndes Geräusch gegeben, als er aus dem Teich gestiegen war. Er kroch auf dem Bauch weiter und hielt an einer bestimmten Stelle ein. Dort griff er nach rechts, und seine Hand umfasste das kalte Metall der mörderischen Waffe.

Er nahm sie auf und erhob sich gleichzeitig. Mit drei Schritten war er

zwischen den dunklen Stämmen der Bäume verschwunden, die ihm die nötige Deckung gaben.

Dort blieb er stehen.

Sein eckiger Kopf bewegte sich langsam in eine bestimmte Richtung. Er schaute dorthin, wo sich die Grillhütte befand. Sie selbst konnte er nicht sehen, doch er hörte die Stimmen der vier Männer, die sich flüsternd unterhielten.

Jory wusste, dass die Zeit reif war.

Seine dünnen Lippen bewegten sich. Das kantige Lächeln legte sich darauf.

Er nickte sich selbst zu.

Dann ging er los.

Die vier Männer waren ahnungslos. Das Geld und das Kokain waren geprüft worden. Die Männer nickten sich zu und beteuerten sich gegenseitig, dass es nicht das erste Geschäft war, das sie miteinander getätigt hatten. Zwei von ihnen würden noch an diesem Tag zurück in ihre Heimat Kolumbien fliegen, die anderen würden das neue Kokain auf den Markt bringen.

Die Südamerikaner wollten zuerst fahren. Sie drehten sich um, der Weg zu ihrem Volvo betrug nur wenige Schritte. Beide schauten über das Dach des Fahrzeugs hinweg, und beide sahen die kantige Gestalt, die nur eine Hose trug. Nass lag sie eng an den kräftigen Beinen, aber das war nicht alles. Der Oberkörper glänzte ebenfalls feucht, nur die mächtige Waffe in den Pranken des Killers war trocken.

Er schoss.

Die Detonationen zerrissen die Stille. Es hörte sich an wie ein mörderisches Feuerwerk, und nichts anderes war es auch. Mündungsblitze erhellten fahl und blass das Halbdunkel. Kugeln fanden, zielsicher gestreut, ihren Weg und schlugen in die Körper der beiden Kolumbianer ein.

Der Mann mit dem Koffer flog zur Seite, als hätte ihn jemand einfach fortgeworfen.

Der Zweite wollte noch in Deckung springen, kam vom Boden nicht mehr hoch. Die Garbe zertrümmerte seine Brust und schleuderte den Toten auf die Kühlerhaube des Volvos, wo er liegen blieb.

Die letzten beiden Männer befanden sich noch unter dem Dach der Grillhütte. Sie hatten nicht so schnell reagiert, weil sie zu überrascht worden waren.

Erst als die Schüsse aufpeitschten, kam ihnen zu Bewusstsein, was da geschehen war.

Sie griffen zu ihren Waffen.

Da stand Jory bereits zwischen zwei Pfosten und hatte die Maschinenwaffe auf sie gerichtet.

Er feuerte.

Der erste wurde sofort getroffen. Er knallte gegen einen Pfosten und brach dort tot zusammen.

Der zweite Mann war noch zurückgesprungen. In seinen Kreisen galt er als ausgezeichneter Schütze, was er auch in diesen tödlichen Augenblicken bewies.

Zweimal konnte er auf Jory schießen.

Beide Kugeln erwischten die Zombie-Bestie dicht über dem Gürtel. Aber Jory war kein Mensch, er war das personifizierte Böse, er war schlecht, und trotzdem wollte er seinen Spaß.

Als er den kantigen Mund öffnete und ein Lachen andeutete, sah es aus, als hätte ein Nussknacker den Unterkiefer bewegt.

Er ging vor.

Der Gangster schoss noch einmal.

Diesmal erwischte er die Schulter seines übermächtigen Gegners.

Er schaute zu, wie ein Stück Haut abgerissen wurde, und er hatte den Eindruck, etwas darunter schimmern zu sehen, das ihn an Metall erinnerte. Es war der letzte Gedanke seines Lebens.

Der nächste Feuerstoß schleuderte ihn auf den Rücken.

Die Kugeln hatten sein Gesicht und seine Brust getroffen. Außerhalb der Grillhütte blieb er liegen.

Die Echos verhallten. Wieder breitete sich die Stille des Waldes aus. Dochdiesmal hatte sie etwas Tödliches und Beklemmendes an sich. Kein Vogel zwitscherte mehr, die Tiere hielten sich versteckt.

Sie wussten, dass der Tod Einzug gehalten hatte.

Jory ließ die Waffe sinken.

Danach schaute er sich jeden einzelnen Mann an. Zwei drehte er sogar mit dem Fuß auf den Rücken, damit er sich endgültig davon überzeugen konnte, dass sie nicht mehr lebten. Erst dann war er beruhigt, nahm auf einem der rohen Sitzbänke Platz und legte seine Waffe schräg auf die Knie. Er wartete.

Jory saß dort wie ein dumpfes Ungeheuer. Eine Aura der Gewalt strömte von ihm aus. Sie breitete sich auch in der Umgebung aus und warnte die Tiere. Hinzu kam der Blutgeruch, der die Fliegen anzog, die sehr schnell ihre Kreise über die roten Lachen zogen und über die Leichen krabbelten.

Jory stand erst wieder auf, als er Schritte hörte. Diesmal hob er die Waffe nicht an, er verließ nur die Grillhütte und schaute über die beiden Wagen hinweg.

»Hallo, mein Junge…« Eine Frau stand auf dem Weg und winkte dem, Killer zu.

Jory grinste. »Mutter!« rief er erfreut.

»Ja, ich bin es. Geht es dir gut?«

»Sie sind alle tot.« Er sprach abgehackt, in einfachen Sätzen und legte zwischen den Worten eine Pause ein.

»Das ist gut.«
»Willst du nicht kommen?«
»Ja, warte.«
Die Frau kam näher. Sie sah nicht so aus wie Jory, obwohl sie ihm glich, zumindest was die graue Hautfarbe anging. Ihr Gesicht war ausdruckslos, regelrecht flach, nur in ihren Augen fand sich ein schrecklicher Ausdruck wieder. Kalt und menschenverachtend.
Neben Jory blieb sie stehen. Sie streichelte seine Wange. »Du bist ein guter Junge.«
»Ja, Mutter. Das hier war für uns.«
»Richtig. Wir müssen leben. Das Geld und das Kokain. Es wird uns eine Weile helfen, denn du brauchst nicht jeden Auftrag anzunehmen. Wir müssen Zeit für andere Dinge haben.«
»Welche denn, Mutter?«
»Das werde ich dir noch sagen.« Sie ließ ihren Sohn stehen. Beide Koffer waren geschlossen, nichts hatte sich auf dem Boden verteilt, und die Frau nahm sie auf.
Sie ging damit zu Jory zurück, der sehr besorgt um seine Mutter war, denn er nahm ihr sofort die Gepäckstücke ab. »Wohin?«
»Zum Auto.«
»Ja, Mutter.«
Nebeneinander gingen sie her. Den vier Leichen gönnten sie keinen Blick mehr. Die Toten hatten sein müssen, und auch für die Frau gehörte das zum Geschäft.
Ihr Wagen stand dort, wo der normale Weg in eine Lichtung auslief. Es war ein Lieferwagen mit geschlossener Ladefläche. Groß und breit genug auch für mehrere Personen, aber nur Jory stieg ein. Bevor seine Mutter die hintere Tür schloss, erinnerte sie ihn noch einmal daran, dass die Zukunft bald anders aussehen würde und sie unbedingt zusammen überlegen mussten, wie es weiterging.
»Ich vertraue dir, Mutter.«
»Das ist gut, mein Junge, das ist gut.«
Lächelnd schloss die Frau die Wagentür…

***

»Sie werden genau das tun, was mein Kollege gesagt hat!« flüsterte Suko. »Er blufft nicht!«
Es wurde still. Ich konnte in das Gesicht des Jake Lester schauen und hatte gesehen, wie es seine normale Farbe verloren hatte und sehr blass geworden war.
War das ein lebender Toter, ein Zombie?
Ich konnte es einfach nicht glauben. Wäre dies der Fall gewesen, hätte ich all meine Erfahrungen ad acta legen können, aber ich wollte auch nicht zu voreilig handeln. Suko und ich waren aufeinander

eingespielt. Ich nickte meinem Partner zu.

»Gehen Sie vor, Lester!«

Der gehorchte.

Suko hob die Waffe in der rechten Hand. Er bedrohte den Mann weiterhin, während er sich hinter ihn gestellt hatte und ihn mit der freien Hand abtastete.

Eine Waffe fand er nicht.

»Okay, gehen Sie weiter.«

Jake Lester atmete tief durch. »Können Sie mir, verdammt noch mal sagen, was das bedeutet?«

Das konnten wir zwar, wollten es aber nicht, noch nicht. Diesmal war ich an der Reihe. »Ich will, dass Sie herkommen.«

»Und dann?«

»Kommen Sie schon!«

Er ging auf mich zu und bekam gleichzeitig mit, wie ich die Kette über den Kopf streifte, an der mein Kreuz hing. Zombies, Dämonen, Untote und wie man sie alle bezeichnen konnte, reagierten allergisch auf den Anblick des Kreuzes.

Wenn sie es anfassten, vergingen oder verbrannten sie. Das war die Regel, die konnte nicht durchbrochen werden, und das würde auch ein Jake Lester nicht schaffen.

Er sah das Kreuz.

Er blieb stehen.

Seine Stirn legte sich in Falten. Wahrscheinlich dachte er darüber nach, was dies hier sollte, und ich merkte schon, wie meine rechte Hand mit der Beretta nach unten sank.

Wir hatten den falschen Mann erwischt. Wenn das ein Zombie war, zählte ich mich ab heute zu den Eisbären.

Scharf stieß ich die Luft aus, schaute Suko an, der die Schultern hob und wohl die gleichen Gedanken hegte wie ich.

Lester blieb stehen. »Endlich werden Sie vernünftig, verdammt! Wer sind Sie überhaupt?«

»Es sind Polizisten, Jake«, rief seine Mutter aus dem Wohnraum.

»Von Scotland Yard.«

»Tatsächlich? Benehmen sich Polizisten immer wie Killer?«

Ich hatte die Beretta verschwinden lassen und zückte den Ausweis. Jake Lester las ihn sich genau durch. Mit einem verächtlichen Blick gab er ihn mir zurück. »Ich denke, dass sich meine Meinung über Sie trotz allem nicht geändert hat.«

»Das kann ich Ihnen nicht einmal verübeln, Mr. Lester.«

»Ich hätte mich auch sehr gewundert, wenn es anders gewesen wäre.« Er schaute mich scharf an. »Darf ich mich setzen?«

»Bitte.«

Suko gesellte sich zu uns. Auch er hatte die Beretta verschwinden

lassen.

Wir fühlten uns beide ziemlich deplaziert, und wir wussten, dass wir indirekt einen Fehler begangen hatten. In Anbetracht unserer Vorkenntnisse allerdings hatten wir richtig gehandelt.

Jake umarmte seine Mutter, die noch immer kreidebleich war. Ihr hatten wir wohl den größten Schreck eingejagt. Noch jetzt lag auf ihrem Gesicht eine Gänsehaut.

»Ich weiß auch nicht, was plötzlich in die beiden gefahren ist. Als sie deinen Wagen hörten, zogen sie plötzlich ihre Waffen und lauerten dir auf. Du hast doch nie etwas mit der Polizei zu tun gehabt – oder?«

»Bestimmt nicht.«

»Warum sind Sie denn dann gekommen?« fuhr uns die Frau an.

»Das werden dir die beiden sicherlich bald erklären, Mutter.«

Ich nickte. »Ja, das werden wir. Auch im Namen meines Kollegen möchte ich mich bei Ihnen entschuldigen, aber Sie werden sicherlich verstehen, wenn wir Ihnen unsere Gründe offen legen, wieso wir einfach so handeln mussten.«

»Versuchen Sie es!« sagte der Lehrer.

Er saß zusammen mit seiner Mutter auf der Couch. Die Frau hatte sich an ihren Sohn gedrängt und ihre Hand auf seine gelegt. Aus großen Augen blickte sie uns an.

»Wir suchen einen Mörder, einen Killer, eine menschliche Bestie, Mrs. Lester.«

»Da kommen Sie ausgerechnet zu mir.«

»Leider.«

»Ich habe niemanden umgebracht.«

»Davon sind wir jetzt überzeugt, Mr. Lester. Dass wir hier eingedrungen sind, hatte jedoch seinen Grund.«

»Welchen?«

»Der Mörder, der Mister Amok genannt wird, sieht ebenso aus wie Sie, Mr. Lester«, erklärte Suko, der sich im Gegensatz zu mir nicht gesetzt hatte. »Er sieht nicht nur so aus. Man kann sagen, dass er mit Ihnen identisch ist.«

»Nein!«

»Doch.«

»Das gibt es nicht.« Jake Lester schnellte hoch. Er ballte die Hände.

»Das ist unmöglich…«

»Wir wären sonst nicht gekommen.«

Er beugte sich vor und tippte gegen seine Brust. »Ein Killer, der aussieht wie ich?«

»Leider«, sagte Suko.

»Und woher wollen Sie das wissen?«

»Wir haben einen Demonstrationsfilm über ihn gesehen«, sagte ich. »Zwar sieht der Mann so aus wie Sie, aber er ist kein Mensch, er ist ein

Tier, eine zweibeinige Bestie, man kann ihn ohne weiteres als einen Massenmörder bezeichnen. Und er ist etwas, das Sie kaum begreifen werden, Mr. Lester. Er ist ein Untoter.«

Jake holte tief Luft. »Wie bitte?«

»Ein lebender Toter, ein Zombie der besonderen Sorte. Einer, wie er uns bisher nicht begegnet ist – bisher.«

Jake Lester setzte sich wieder. Er starrte ins Leere. Wir ließen ihm Zeit, die Gedanken zu ordnen. Seine Mutter hielt den Kopf gesenkt, schaute gegen ihre Schuhspitzen, als gebe es dort etwas Ausgefallenes zu entdecken. Sie zitterte, schüttelte manchmal den Kopf, wobei mich dieses Benehmen nicht wunderte. Unsere Erklärungen mussten sie zutiefst schockiert haben.

»Ja«, sagte der Lehrer, wischte den Schweiß von seiner Stirn und wiederholte sich. Dann stand er auf. »Ich denke, dass ich jetzt einen Schluck brauche. Sie auch?«

Wir hatten nichts dagegen.

Er holte eine Flasche Cognac aus dem Schrank. Trug die Gläser zum Tisch, und da seine Hände leicht zitterten, erklang eine helle Melodie, als die Gläser zusammenstießen.

Er holte noch ein Glas auf Bitten seiner Mutter hin. Dann schenkte er ein.

Suko und ich nahmen unsere Gläser und tranken. Wir leerten sie nicht, im Gegensatz zu den beiden Lesters, und Jake ließ sich wieder auf der Couch nieder.

»Wir sind wieder so weit wie zuvor«, murmelte er. »Eine Erklärung habe ich nicht.«

»Das ist normal.«

Er wandte sich an seine Mutter. »Bitte, was sagst du denn dazu? Hast du keine Meinung?«

Mrs. Lester hob den Kopf. Sie fixierte irgendeinen Punkt neben der Tür. »Ich habe keine direkte Erklärung, Jake, aber es gibt da gewisse Dinge in der Vergangenheit, die uns hin und wieder belastet haben.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Jake, ich habe dich schon öfter darauf angesprochen oder schon öfter den Versuch unternommen, mit dir ins Reine zu kommen. Es ist sehr schwierig…«

»Was denn?«

»Die Sache vor sechsundzwanzig Jahren.«

Jake überlegte. »Da bin ich geboren.«

»Stimmt.«

»Und weiter?«

»Nicht nur du, Jake.«

Er räusperte sich, gönnte sich noch einen Schluck und flüsterte:

»Ich glaube, dass du einiges zur Aufklärung des Falls beitragen

kannst, Mutter, oder nicht?«

»Möglich.«

»Dann solltest du reden.«

Mrs. Lester holte ein Tuch aus ihrer Rocktasche und schnauzte sich. Sie schaute uns an. Zuerst Suko, dann mich. »Möchten Sie, dass ich rede, meine Herren?«

»Wenn es wichtig ist, sicher«, erwiderte ich.

»Gut.« Sie legte ihrem Sohn die Hand auf die Schulter. »Zuvor möchte ich mich bei dir entschuldigen, Jake, weil ich dir bisher keinen reinen Wein eingeschenkt habe. Aber ich tat es für dich, damit du ungestört aufwachsen konntest.«

»Himmel, Mutter, das wird ja immer geheimnisvoller.«

»Ja, das ist richtig. Und auch schlimmer.«

»Haben wir denn etwas mit diesem schrecklichen Mörder zu tun, von dem die beiden Polizisten gesprochen haben?«

»Direkt nicht, indirekt schon. Wenn ich recht darüber nachdenke, hat er uns das ganze Leben verfolgt. Ähnlich wie ein Schatten, den keiner von uns sah. Ich habe ihn gespürt, aber das ist jetzt nicht wichtig. Ich möchte damit beginnen, als dein Vater verunglückte, denn das war gewissermaßen der Anfang von allem.«

Die Worte der Frau hatten auch in Suko und mir die Spannung aufkeimen lassen. Im Haus war es still. Es gab keinen Hund, keinen Vogel, keine Katze.

Was wir dann erfuhren, ließ uns die Haare zu Berge stehen, denn Mrs. Lester erzählte mit monotoner Stimme eine schier unglaubliche Geschichte…

***

Die Frau hatte den Wagen dort angehalten, wo der schmale Weg an einem Abhang entlangführte. Er war bewaldet, und an seinem Ende bahnte sich ein schmaler Bach seinen Weg. Sie blieb hinter dem Lenkrad sitzen und presste beide Hände gegen ihre Haut. Eigentlich hätte sie glücklich sein müssen, sie war es nicht, und sie dachte darüber nach, was wohl der Grund dafür sein konnte.

Etwas lag in der Luft.

Nicht vor ihr, nicht sichtbar, aber es war wie ein Schatten, der sich bereits gebildet hatte und nur darauf wartete, langsam näher zu kommen, um sie zu umschließen.

Sie und Jory!

Das wollte die Frau sich nicht eingestehen. Es durfte dazu nicht kommen. Sie musste freie Bahn haben.

Die Hölle hatte ihr dabei zur Seite gestanden. Sie war ihr eine große Hilfe gewesen, und der Höllenherrscher selbst konnte es einfach nicht zulassen, dass Jory und ihr etwas passierte.

Aber was sollte ihr passieren?

Normalerweise nichts. So wie Jory geworden war, konnte man ihn als unbesiegbar bezeichnen. Sie hatte es geschafft, aus ihm, dem totgeborenen Kind, einen Zombie zu machen und gleichzeitig eine Gestalt, die nicht mehr aus Fleisch, Blut und Sehnen bestand, sondern im Innern ein durch höllische Kraft angetriebenes Räderwerk hatte.

Eine Mechanik, die der Teufel persönlich erfunden hatte, und darauf war sie so unendlich stolz gewesen.

Sie hatte ihn vermietet. Er war zu einem unbesiegbaren Killer geworden.

Wie konnte sie dann so etwas wie eine düstere Vorahnung treffen?

Das wollte ihr nicht in den Kopf.

Die Hände der Frau sanken nach unten. Sie starrte gegen die Scheibe. Dort sah sie schwach ihr Gesicht. Es bestand nur mehr aus einem grauen Flecken, das war alles.

Jory saß auf der Ladefläche. Er ruhte sich aus, er regenerierte. Er würde wieder neue Kraft bekommen, und auch sie empfand die Fahrerkabine als zu eng.

Die Frau stieg aus.

Der Wald lebte wieder. Weit genug von der Stätte des Todes entfernt hatte sie den Wagen abgestellt, und auch die zahlreichen Vögel in den dicht belaubten Bäumen zirpten und jubilierten, als gäbe es, einen besonders schönen Tag zu begrüßen.

So dachte die Frau nicht.

Es hatte alles geklappt, es war trotzdem einiges nicht richtig gelaufen.

Der Schatten.

Sie dachte immer an ihn, an eine ferne Gefahr, die näher und näher rückte.

Mit schlurfenden Schritten ging sie an der Fahrzeugseite entlang und blieb stehen, als sie die rückseitige Tür erreicht hatte. Ein Knurren drang aus ihrem Mund, es war ein Zeichen der Wut und der Unzufriedenheit.

Sie schaute sich um.

Nichts war anders in der nahen Umgebung. Nur der Wind strich durch den Wald und spielte mit den Blättern. Über ihm hatte der Himmel seine Farbe gewechselt. Er war wieder heller geworden.

Zwischen den noch immer vorhandenen weißen Wolken strahlte ein dunkles Blau. Es war auch nicht zu warm. Sie hörte das Plätschern des schmalen Bachlaufs und riss dann mit einem Ruck die Tür auf.

Ein bösartiges klingendes Knurren erwartete sie, als hätte sich dort ein Ungeheuer zusammengerollt. Dabei war es nur Jory, der sich regenerierte und sich dabei auf dem Boden wälzte.

Durch das Öffnen der Tür drang Helligkeit in den ansonsten dunklen

Laderaum. Sie fiel auch als breiter Streifen auf den Körper des mächtigen Untoten, dessen Knurren verstummte.

Schwerfällig wälzte er sich herum.

Dann setzte er sich auf. Seine Hände kratzten dabei über dem Boden, und die rechte blieb auf der langläufigen Maschinenpistole liegen. Er hob die Waffe aber nicht an.

Die Frau starrte in das Gesicht ihres Sohnes. Im Prinzip hatte sich nichts verändert, bis auf eine Kleinigkeit, die allerdings mehr als wichtig war.

Es lag an den Augen.

Sie leuchteten in einem finsteren Rot, als würde in ihnen ständig ein Licht brennen.

Die Frau wusste es besser. Dieses Rot war das Zeichen, das Feuer der Hölle. Der Teufel hatte damit seine Nachricht hinterlassen und klar gemacht, wer der eigentliche Herrscher über dieses Monstrum war.

»Du fühlst dich gut, Jory?«

»Ja…«

»Es ist wichtig, dass du dich gut fühlst.«

Er nickte.

»Weißt du warum?«

»Damit es dir auch gut geht, Mutter.«

»Es stimmt schon. Aber das ist nicht allein der Grund. Es kann sein, dass uns eine Gefahr begegnet. Ich habe sie gespürt. Noch ist sie wie eine ferne Wolke, die im Hintergrund lauert. Aber sie wird nicht dort bleiben, sondern näher kommen und uns irgendwann einmal überschatten.«

»Wer ist die Wolke?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Mein Bruder?«

Die Frau lächelte kalt. »Du hast ihn nicht vergessen, wie?«

»Nein.«

»Er lebt.«

Jory nickte. »Manchmal kann ich ihn spüren, glaube ich.«

»Wie?«

»Ich weiß es nicht, Mutter. Er ist oft nah, dann wieder weit weg. Ich weiß zu wenig.«

Sie nickte. Es war ihr Fehler, dass er kaum etwas von Jake wusste.

Sie hätte mehr mit ihm reden sollen. Viel früher schon, aber sie hatte nicht gewollt, dass beide zu früh zusammenkamen. Sie waren so unterschiedlich wie Tag und Nacht. Es gab keine Gemeinsamkeiten zwischen ihnen. Es hatte keine geben sollen, doch nun war eine Veränderung eingetreten.

Die Wolke, die Gefahr…

Die Frau dachte an das Geld und an das Rauschgift. Beides war

zweitrangig geworden wie auch die Mordaufträge, die noch im Raum standen. Einen sollte er noch durchführen und sich dann den persönlichen Problemen widmen.

»Was soll ich mit meinem Bruder?« fragte er.

»Möchtest du ihn sehen?«

Jory überlegte. »Warum?«

»Um ihn abzuschütteln. Du sollst dich nicht mehr damit belasten.«

»Einmal habe ich ihn gesehen.«

»Zweimal.«

Jory grinste. »Es war schön beim zweitenmal.«

»Ja, ich weiß.«

»Und jetzt?«

Sie lächelte. »Mein Plan steht fest. Wir werden einen Auftrag durchführen. Anschließend ziehen wir uns zurück und werden in Ruhe darüber nachdenken, wie wir an ihn herankommen.«

Jory grinste gefährlich. »Ich werde ihn zerreißen.«

»Das sollst du.«

»Ich werde ihn zerfleischen.«

»Das kannst du auch!«

»Ich liebe dich, Mutter.«

Sie hauchte ihm einen Kuss zu. »Du bist wunderbar, mein lieber Junge.« Dann schloss sie die Tür und stieg in das Fahrerhaus.

Als sie startete, dachte sie gleichgültig an die nahe Zukunft. Wie eine gewaltige Blutwolke sah die Frau sie vor sich liegen…

ENDE des ersten Teils